

# zeitzeichen

Evangelische Kommentare zu Religion und Gesellschaft



## 2

### Glaube im Gesang

500 Jahre Evangelisches Gesangbuch

REINER ANSELM/PETER DABROCK

Die Krise der EKD

HENNING THEISSEN

Sünde und Ostern

HELMUT KREMERS

Immanuel Kant am Rhein

*pro und contra:*

Prostitution: Nordisches  
Modell in Deutschland?

STEINBRUCH **CHORAL** BEKENNTNISLIED FREUDEN  
LIED TRÖSTEND SEHNSUCHTSLIED FRÖHLICH MA  
CHEND ENTSPANNUNGS LIED KRAFTLIED TANZLIED  
STÄRKEND BERUHIGEND VERTRAUENS LIED KAMPF  
LIED MUTLIED AUFMUNTERND **CHORAL** PROVO  
ZIEREND EMPFINDUNGS LIED VERBINDUNGS LIED  
STÄRKUNGS LIED MUSSELIED MORGENLIED AUS  
DRUCKSLIED TRADITIONS LIED FAMILIENLIED LIE  
BESLIED **CHORAL** BESEELENDE MOTIVATIONS  
LIED TROSTLIED VERBINDENDE HILFSLIED  
GLAUBENS LIED ERWECKUNGS LIED UNTERREGEND  
GEMEINSCHAFTS LIED LEBENS LIED ENTSPAN  
NEND ERMITTLUNGS LIED **CHORAL** BERÜHREND  
BEWUSSTSEINSLIED SCHLAFLIED MORGENLIED  
ERINNERUNGS LIED BEWEGUNGS LIED **CHORAL**  
STIMMUNGS LIED ERMUNTERUNGS LIED UNIVER  
SUM ANIMIERENDE REFLEKTIONS LIED VERSTÄN  
DIGUNGS LIED GÄSTLICH ABENDLIED VERBUN  
DENHEITS LIED **CHORAL** SPÜRBAR GEWISSHEITS  
LIED BELEBEND BERÜHRUNGSLIED MUTMACH  
LIED GEFÜHLS LIED KONZENTRATIONS LIED VERZAU  
BERUNGS LIED BERGEND ERLEICHTERUNGS LIED  
ENTSPANNUNGS LIED **CHORAL** SCHATZKAMMER

LIEDERBUCH  
CHORAL-JUBILÄUM 2024

MIT-HERZ-UND-MUND.DE

ERLEBEN  
MITMACHEN  
VERSTEHEN

JEDEN 7.2.  
I. MITTWOCH IM MONAT 6.3.  
AUF 3.4.  
1.5.  
5.6.  
3.7.  
7.8.  
4.9.  
2.10.  
6.11.  
4.12.

Deutschlandfunk Kultur



## Herausgegeben von

Heinrich Bedford-Strohm  
 Rita Famos  
 Isolde Karle  
 Friederike Krippner  
 Annette Kurschus  
 Bettina Limperg  
 Ralf Meister  
 Friederike Nüssel  
 Rüdiger Schuch  
 Christiane Tietz  
 Friedhelm Wachs  
 Olaf Zimmermann



## Liebe Leserin, lieber Leser,

mit dem Gesangbuch habe ich als begeisterter Sänger eine lange Geschichte. Als vor gut dreißig Jahren das „neue“ Evangelische Gesangbuch eingeführt wurde, war ich 27 und dachte als Erstes: „Mist, jetzt kannst Du keine Nummer mehr auswendig.“ Das stimmte, aber es gibt Schlimmeres, denn bald erkannte ich, wie viel mehr Möglichkeiten es bot als das „alte“ Evangelische Kirchengesangbuch und wie viel mehr tolle neue Lieder dort versammelt waren. Jetzt sind wieder dreißig Jahre vergangen, ein neues Gesangbuch zeichnet sich am Horizont ab, und erstmals soll auch ein Onlineportal dazugehören. Unseren Schwerpunkt über das Gesangbuch, das in diesem Jahr 500 Jahre alt wird, finden Sie ab Seite 26.

In diesem Zusammenhang probieren wir etwas Neues: Am 27. Februar haben Sie, sofern Sie Abonnent/Abonnentin von *zeitzeichen* sind, die Gelegenheit, an einem Zoom-Gespräch zum Thema *Neues Gesangbuch* mit Autorinnen und Autoren unseres Schwerpunktthemas teilzunehmen (siehe Seite 39).

Und sonst? Es roch nach einer Sensation, als vor einigen Wochen der Vatikan ein Dokument herausgab, das endlich die Segnung gleichgeschlechtlicher Paare ermöglichen soll. Der Theologe Horst Gorski hat „Fiducia supplicans“ (Flehendes Vertrauen) gelesen und interpretiert (Seite 14). Und ein weiterer Aufreger: Die gesetzliche Ausgestaltung der Prostitution ist wieder in die Diskussion geraten. Soll auch in Deutschland das so genannte Nordische Modell gelten? Sollen Menschen, die sich Sex kaufen, bestraft werden, so wie in Schweden? Lesen Sie unser Pro und Contra zum Thema (Seite 44)!

Es ist erst Februar, aber es wird wieder heller. Es kann noch sehr kalt werden, aber fern am Horizont wartet schon der Frühling ... Ich wünsche Ihnen spannende und bereichernde *zeitzeichen*-Lektüre und grüße Sie herzlich:

*RM*  
 Reinhard Mawick

Reinhard Mawick



Foto: dpa

# 12

## Vor allem Bitterkraut

Horst Gorski, bis Sommer EKD-Vizepräsident und Chef des Amtsbereichs der VELKD in Hannover, hat sich die Erklärung des Vatikans zur Homosexuellen-Segnung mit dem Blick „eines evangelischen Christen“ und zugleich „eines schwulen Theologen“ nochmal genauer angeschaut. Außerdem ordnet er die weltweiten Reaktionen ein.

### KIRCHE

- 8 REINER ANSELM/PETER DABROCK  
Die Krise der EKD
- 12 HORST GORSKI  
Zur Segnung homosexueller Paare

### KOMMENTAR

- 14 KATHRIN JÜTTE  
Weltgebetstag: Kompromiss oder Zensur?

### GESELLSCHAFT

- 15 ANDREAS BOUEKE  
Über akademisches Ghostwriting

### KOLUMNE

- 17 RALF MEISTER  
Überschritt zur Ewigkeit

### THEOLOGIE

- 18 HENNING THEISSEN  
Ostern und die Sünde

### POLITIK

- 21 JOHANNES FISCHER  
Das neue Selbstbestimmungsgesetz

# 18

## Keine Urkunden fälschen

Das geplante Selbstbestimmungsgesetz soll Transsexuellen das Leben erleichtern. Gleichzeitig schafft es gesellschaftliche Probleme. Eine Lösung könnte darin liegen, die Funktion des standesamtlichen Eintrags so festzulegen, dass er die geschlechtliche Selbstzuordnung dokumentiert. Das schlägt Johannes Fischer vor, emeritierter Professor für theologische Ethik an der Universität Zürich.



Foto: dpa

### DAS PROJEKT

- 24 MARCEL FREITAG  
Paul Tillichs Ethik

### 500 JAHRE GESANGBUCH

- 28 BRINJA BAUER  
500 Jahre Gesangbuchgeschichte
- 31 KONRAD KLEK  
Ein Plädoyer für neue alte Lieder
- 34 JOCHEN ARNOLD  
Ein Plädoyer für neue neue Lieder
- 37 DANIEL HÖRSCH  
Kirchenmusik und KMU 6
- 40 INTERVIEW MIT BEATE BESSER  
Es braucht den großen Wurf

### PRO UND CONTRA

- 44 KERSTIN NEUHAUS/MARIA LOHEIDE  
Prostitution: Soll das Nordische Modell auch in Deutschland gelten?

Titelseite: *Gesangbücher in Sisseby (Schleswig-Holstein).*  
Foto: dpa/picture alliance/imageBROKER/Ulrich Niehoff  
Gestaltung: Christiane Dunkel-Koberg

# 26



## Gott im Gesang

Vor 500 Jahren erschienen die ersten evangelischen Gesangbücher, und in ein paar Jahren soll es wieder mal ein ganz neues Gesangbuch für alle Landeskirchen geben. Ein Schwerpunkt über ein Buch und eine Praxis, die unseren Glauben und unsere Kultur geprägt haben.

### STÖRFALL

- 47 DIRK THESENVITZ  
Gefährdete Demokratie

### KULTUR

- 48 HELMUT KREMERS  
Kant-Ausstellung in Bonn am Rhein

### REPORTAGE

- 54 KLAUS SIEG (TEXT) · JÖRG BÖTHLING (FOTOS)  
Damast aus Aue für Westafrika

### REZENSIONEN

#### Musik

- 61 REINHARD MAWICK  
Lautten Compagny: Winter Journeys
- 61 UDO FEIST  
Hania Rani: Ghosts

#### Hörbuch

- 62 ANGELIKA OBERT  
Navid Kermani: Das Alphabet bis S

# 54 Stoff für Afrika

Im Erzgebirge entsteht schon seit Jahrzehnten der hochwertige Damast, aus dem in Westafrika Boubous, traditionelle Festgewänder für Männer, geschneidert werden. Klaus Sieg und Jörg Böhling haben sich die Produktion angeschaut.



Foto: Jörg Böhling

### Bücher

- 62 KONRAD KLEK  
Johannes Schilling/Brinja Bauer:  
Singt dem Herrn ein neues Lied
- 63 JACOB JOUSSEN  
Thomas Schüller: Unheilige Allianz
- 63 CORINNA ANNE KLODT  
Julia Drube: Das leere Grab als Leerstelle und Lehrstelle
- 64 TILMAN ASMUS FISCHER  
Konstantin Sacher: Dorothee Sölle auf der Spur
- 65 HELMUT KREMERS  
Marcus Willaschek: Kant
- 66 HANS NORBERT JANOWSKI  
Stephan Lessenich: Nicht mehr normal
- 67 UDO FEIST  
Matti Friedman: Wer durch Feuer
- 68 ANNEMARIE HEIBROCK  
Vera Bleibtreu: Das Erbe der Toten

- |                |                    |
|----------------|--------------------|
| 66 Autoren     | 6 Magazin          |
| 64 Buchtipps   | 73 Notabene        |
| 3 Editorial    | 71 Notizen         |
| 69 Filmtipps   | 70 Personen        |
| 67 Impressum   | 73 Punktum         |
| 52 Klartext    | 73 Veranstaltungen |
| 72 Kulturtour  | 74 Vorschau        |
| 59 Leserbriefe |                    |

## Medien beachten Notlagen in Afrika kaum

Die Hilfsorganisation *Care* hat dafür geworben, die Menschen in den Krisenregionen Afrikas nicht zu vergessen. Die dramatische Not in vielen afrikanischen Ländern werde in der Öffentlichkeit kaum wahrgenommen, heißt es in dem *Care*-Bericht „Breaking the Silence“ (Das Schweigen brechen). Der Report listet zehn Krisen auf, die im vergangenen Jahr am wenigsten mediale Aufmerksamkeit fanden. Die Krise in Angola sei in der Medienberichterstattung

am seltensten aufgetaucht, obwohl dort wegen Dürren und Überschwemmungen im vergangenen Jahr 7,3 Millionen Menschen auf humanitäre Hilfe angewiesen waren, heißt es in dem Bericht der Hilfsorganisation. Unter den Folgen des Klimawandels leide besonders Sambia, das der *Care*-Bericht an zweiter Stelle der vergessenen Krisen anführt. Demnach hungern in dem Land im südlichen Afrika 1,35 Millionen Menschen. *Care* wurde 1945 in den USA gegründet.



Foto: picture alliance

## Aufarbeitung zweier Missbrauchsfälle

Die Lippische Landeskirche reagiert mit Aufklärung und Aufarbeitung auf Meldungen von Verdachtsfällen sexualisierter Gewalt. Ein unabhängiger Beirat soll die Vorkommnisse, die teilweise bis in die 1970er-Jahre zurückreichen, untersuchen. „Wir als Lippische Landeskirche möchten bei den Betroffenen aufrichtig um Entschuldigung für das damalige Vorgehen und die seinerzeit unterlassene Aufklärung bitten“, erklärte der Landessuperintendent der Lippischen Landeskirche, Dietmar Arends, in Detmold. In beiden Fällen sei die frühere Aufarbeitung in früheren Jahrzehnten nicht ausreichend gewesen. Notwendige Konsequenzen seien nicht hinreichend gezogen worden.

## Lage Homosexueller deutlich verschlechtert

Die Lage für Homosexuelle hat sich in zahlreichen afrikanischen Ländern laut *Amnesty International* deutlich verschlechtert. Grund dafür sei, dass im vergangenen Jahr in mehreren Staaten diskriminierende Gesetze ins Parlament eingebracht oder verabschiedet worden seien, erklärte die Menschenrechtsorganisation in Berlin. Damit werde der Hass gegen lesbische, schwule, bisexuelle, trans- und intergeschlechtliche Menschen (LGBTI) geschürt. Der *Amnesty*-Bericht untersucht die Lage in Botswana, Burundi, Eswatini, Ghana, Kenia, Malawi, Mosambik, Namibia, Tansania, Uganda, Sambia und Simbabwe.

Foto: dpa



## Geheimtreffen zur „Remigration“ verurteilt

Das im Januar aufgedeckte Geheimtreffen von AfD-Politikern, Neonazis und Unternehmern ist auch von christlicher Seite scharf verurteilt worden. Bei der Zusammenkunft ging es de facto um Pläne zur Vertreibung von Millionen Menschen aus Deutschland. Das Recherchenetzwerk *Correctiv* hatte über das Treffen in einer Villa in Potsdam berichtet. Der rheinische Präses Thorsten Latzel kritisierte die AfD in einem auf Facebook und Instagram veröffentlichten Video scharf. Die AfD stehe für eine Grundhaltung, die dem christlichen Glauben zutiefst widerspreche, sagte er. Die Partei sei rassistisch und frauenfeindlich, sie höhle die Menschenrechte aus und nivelliere die Verbrechen der NS-Zeit. Pfarrer Quinton Ceasar aus Wiesmoor erklärte: „This isn't German history, this is German Alltag, und ich frage mich, wie – realistischer ist wahrscheinlich: ob – wir als ‚Volkskirche‘ drauf reagieren werden?“ Die Theologin Sarah Vecera rief zur Tat auf: „Die Wortneuschöpfung ‚Re-Migration‘ sollte uns alle aufschreien lassen! Wir müssen doch als Institution Kirche aktiv etwas dagegen tun und strategisch und strukturell dem allen etwas entgegenzusetzen. Wir bezeichnen uns als ‚Volkskirche‘ und orientieren uns an Jesus Christus, der selbst flüchten musste und immer an der Seite derer stand, die unterdrückt wurden! Schweigen reicht nicht mehr in diesen Zeiten!“ Dazu auch: [www.zeitzeichen.net/node/10919](http://www.zeitzeichen.net/node/10919)

## Meisterwerke von Kirchner bis Picasso

Das Kupferstichkabinett in Berlin zeigt vom 2. Februar bis 21. April 2024 eine Sonderausstellung mit dem Titel „Die gerettete Moderne: Meisterwerke von Kirchner bis Picasso“. Der Hintergrund: 1937 wurden im Rahmen der nationalsozialistischen Aktion „Entartete Kunst“ auch aus dem Berliner Kupferstichkabinett zahlreiche Werke der klassischen Moderne entfernt. Der damalige Kustos Willy Kurth rettete jedoch wagemutig Hunderte von Graphiken vor dem drohenden Verlust. In Anlehnung an die 2023 erschienene Publikation „Die Aktion ‚Entartete Kunst‘ 1937 im Berliner Kupferstichkabinett“ zeigt die Ausstellung anhand ausgewählter Werke, was damals der Beschlagnahmung entging. Mit Arbeiten von Max Beckmann, Otto Dix, George Grosz, Ernst Ludwig Kirchner, Wassily Kandinsky, Henri Matisse, Edvard Munch und Pablo Picasso zeigt die Schau darüber hinaus das herausragende Profil des Kupferstichkabinetts im Bereich der Moderne auf.

## Gemeinden dürfen alle Lieder spielen

Gemeinden der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) dürfen seit Januar in Online-Gottesdiensten urheberrechtlich geschützte Liedtexte verbreiten. Grundlage dafür ist eine Vereinbarung zwischen der EKD und der Verwertungsgesellschaft Musikedition, wie die VG Musikedition in Kassel mitteilte. Seit Beginn der Corona-Pandemie hatten evangelische Gemeinden eine Sondererlaubnis der Verwertungsgesellschaft, Lieder und Liedtexte bei digitalen Gottesdiensten und „anderen Veranstaltungen gottesdienstlicher Art“ einzublenden. Diese Sondervereinbarung endete den Angaben zufolge mit Ablauf des Jahres 2023. Die Anschlussvereinbarung macht es nun dauerhaft möglich, dass Gemeinden, die zu einer der 20 Landeskirchen der EKD gehören, Lieder und Liedtexte bei Gottesdienstübertragungen öffentlich zugänglich machen dürfen.



# Irrweg der Bewegung

Warum die evangelische Kirche sich wieder mehr als Institution verstehen muss

REINER ANSELM/PETER DABROCK

Es war die Logik einer Bewegung, nach der die am Rücktritt von Annette Kurschus Beteiligten agierten. So analysieren die Theologen Reiner Anselm und Peter Dabrock die Demission der ehemaligen EKD-Ratsvorsitzenden und westfälischen Präses. Sie plädieren dafür, die Kirche als Institution wieder deutlicher hervortreten zu lassen. Denn es sei die Konzentration auf das Leitbild einer Bewegung gewesen, die der sexualisierten Gewalt in der evangelischen Kirche Vorschub geleistet habe.

Der Rücktritt von Annette Kurschus von allen Ämtern hat ein Vakuum hinterlassen: In Ermangelung belastbarer Fakten über die Vorgänge Ende der 1990er-Jahre in Siegen-Wittgenstein und angesichts eines damit möglicherweise verbundenen Fehlverhaltens wurde als Grund für die von den maßgeblichen Akteur:innen als unvermeidlich angesehene Selbstdemission der Ratsvorsitzenden ein zumindest unglückliches, wenn nicht gar problematisches Kommunikationsverhalten konzediert (*vergleiche* zz 12/23). Allerdings bleibt, von einigen vagen Vermutungen abgesehen, völlig offen, ob das vielfach geforderte Offenlegen des ganzen Sachverhalts – dessen Stichhaltigkeit ja allerdings gerade unklar ist – das geforderte bessere Kommunikationsverhalten bedeutet hätte. Und ebenso bleibt offen, ob in diesem Fall wirklich ein Rücktritt vermeidbar gewesen wäre.

Die Fragen, welche Informationen gegenüber welchen Personenkreisen unter der Wahrung von wohlbegründeten Schutzrechten sowie begründeten Aufklärungsinteressen zu welchem Zeitpunkt hätten aufgedeckt werden sollen, um das Misstrauen



zu entkräften, wurden ebenso uneindeutig beantwortet wie die Hinweise, welche Konsequenzen in einem solchen Fall hätten gezogen werden sollen, im Dunkeln blieben. Das legt die Vermutung nahe, dass es bei dem Hin und Her auf der Synode und dem anschließenden Rücktritt um weit mehr geht als um die agierenden Personen, ihre Art zu kommunizieren und die von ihnen vertretenen Positionen. Weil unklar ist, was eigentlich wem hätte (nicht) vermittelt werden sollen und welche Konsequenzen nun zu ziehen sind, wer welche Verantwortung (nicht) übernommen hat oder nun übernehmen muss, kommt es zu Debatten über Nebengleise, über Zeitschienen sowie Formen und Foren der Meinungsbildung – dabei kann jedes dieser Themen ebenso wenig zur Aufklärung beitragen, wie es für sich

allein wohl kaum die gewaltigen Eruptionen hätte bewirken müssen. Vor allem aber verlagert sich die Aufmerksamkeit von den zu kommunizierenden Inhalten auf die Akteurinnen und Akteure selbst: Mangels belastbarer, bekannter und überprüfbarer Fakten und Kriterien muss die persönliche Glaubwürdigkeit die gesamte Begründungslast tragen.

## Tiefgreifende Entwicklung

Eine solche Konstellation ist bei Entscheidungen unter Unsicherheit nichts Ungewöhnliches. Dass sie in dieser Situation zu einer so weitreichenden Eskalation führen konnte, lag an der Kombination mit einer zweiten Entwicklung, die eher schleichend, aber sehr tiefgreifend das Gremiengefüge





Annette Kurschus kurz vor ihrer Rücktrittserklärung als EKD-Ratsvorsitzende am 20. November 2023 in Bielefeld.

de für die evangelische Tradition gilt, dass sie in Themen der Lebensführung nur selten Einheitlichkeit verlangt hat und vieles als weltlich-kulturbedingt anzuerkennen bereit war und ist. So konnte sich der Protestantismus auch häufig sehr gut mit den gesellschaftlichen Emanzipations- und Individualisierungsbestrebungen arrangieren, wenn nicht sogar verbünden.

### Geschwächte Institution

Dies aber macht die Konzentration auf moralische Glaubwürdigkeit hoch prekär und hoch umstritten. Da jedoch die Institution bereits geschwächt war und ihre Vertreterinnen und Vertreter der Rationalität ihrer eigenen Verfahrensordnungen nur noch wenig zutrauen, schien es in der Causa Kurschus jüngst geradezu zwangsläufig zu der eingetretenen Konfrontation persönlicher Einschätzungen, Vermutungen und wohl auch Diskreditierungen gekommen zu sein. Denn die Verfahrensrationalität, mit der Institutionen ein korrigierendes Element zu persönlichen Einschätzungen vorsehen, konnte hier nicht mehr stabilisierend wirken. Vielmehr dominiert im Bestreben, nicht weiter Vertrauen und auch Mitglieder zu verlieren, ein Agieren, das gerade nicht mehr der Logik einer Institution, sondern eher der einer Bewegung entspricht.

Allerdings wird sich zeigen müssen, ob diese Logik zivilgesellschaftlicher Bewegungen wirklich in der Lage ist, verlorenes Vertrauen zurückzugewinnen. Denn die Ansprüche an mögliche Exponentinnen und Exponenten sind nun noch einmal ge-

der EKD verändert hat. In den vergangenen Jahren ist die Selbstverständlichkeit, mit der sich die EKD als wichtige und einflussreiche Stimme sah, verloren gegangen. Die Gründe dafür liegen nicht nur in einer allgemeinen Erosion der Mitgliederbasis, sondern auch in dem allgemeinen Vertrauensverlust in öffentliche Institutionen, den auch die Evangelische Kirche zu beklagen hat. Obwohl sie damit nicht alleine steht, ist sie doch in ganz besonderer Weise davon betroffen. Denn zur Kompensation dieses Verlusts an Institutionenvertrauen setzte die Evangelische Kirche ganz auf persönliche Glaubwürdigkeit und moralische Integrität, die in Selbst- und Fremdzuschreibung auf einzelne Personen projiziert wird. Dies aber musste dazu führen, dass jeder neue Fall moralisch problematischen Verhaltens

seitens eines ihrer Repräsentant:innen, in besonderer Weise natürlich jeder Fall von sexualisierter Gewalt in der Kirche, in zuvor nicht gekannter Weise das Vertrauen in die Kirche insgesamt weiter beschädigen konnte. Gleichzeitig exponierte diese Konzentration auf die persönliche Glaubwürdigkeit die Vertreterinnen und Vertreter und schwächte damit die Institution als Institution zusätzlich.

Die Identifikation von Institution und Person erwies sich aber als problematisch und vor allem als nicht konfliktfest. Denn wie ist damit umzugehen, dass Vertrauen in die Glaubwürdigkeit einzelner Personen ein höchst subjektives und auch im Krisenfall flüchtiges Element darstellt, bei dem sich leicht unterschiedliche Einschätzungen und Perspektiven gegenüberstehen? Gera-

*Die Identifikation von Institution und Person erwies sich als nicht konfliktfest.*

stiegen – welche Bereitschaft zur Übernahme von Leitungsfunktionen damit einhergehen wird, bleibt abzuwarten. Sollten entsprechende Fälle sich wiederholen, dürfte der Schaden für die Kirche stark steigen.

Ein Weiteres kommt hinzu: Man muss vielleicht nicht so weit gehen, den Akteurinnen und Akteuren, die Annette Kurschus zum Rückzug drängten, Gnadenlosigkeit zu unterstellen, wie es kurz nach dem

Foto: dpa



Foto: epd

*Annette Kurschus, noch als Ratsvorsitzende während der Tagung der EKD-Synode in Ulm, neben ihrer Nachfolgerin im Amt, Kirsten Fehrs.*

Kurschus-Rücktritt der hannoversche Landesbischof Ralf Meister tat. Allerdings ist kritisch zu fragen, wie eine Kirche Stabilität gewinnen will, die ihre eigene institutionelle Stabilität so sehr selbst infrage stellt.

Schlüsselt man die Vorgänge um den Rücktritt von Annette Kurschus auf diese Weise auf, so zeigt sich, dass es die Logik einer Bewegung war, nach der letztlich alle Beteiligten maßgeblich agierten: In einer Bewegung steht in der Regel eine authentisch agierende oder so wahrgenommene Führungsfigur im Zentrum. Auf sie ist alles ausgerichtet, von ihr wird aber auch alles erwartet. Dass in der Logik der Sozialform ‚Bewegung‘ eine solche Erwartung allerdings auf einem äußerst fragilen Fundament ruht, zeigte sich auf der Ulmer Synode, als schon kurz nach dem noch mit viel Zustimmung zur Kenntnis genommenen mündlichen Ratsbericht, der ja im Grunde das persönliche Zeugnis der Vorsitzenden darstellte, deren moralisches Kapital und deren Integrität in Zweifel gezogen wurden.

selbst um ihren eigenen, bis dato nicht bezweifelten Leumund besorgt sein mussten. Es ist nach dieser Logik auch wenig überraschend, wenn in einer solchen Situation die Führungspersonlichkeit, der ein Integritätsverlust vorgeworfen wird, mehr oder weniger zum Rücktritt gedrängt, jedenfalls nicht mehr von diesem abgehalten wird, statt auf ein reguläres Abwahlverfahren zu setzen, wie es der Institutionenlogik entspräche: Gerade in der Demission soll die Authentizität gewahrt bleiben.

### Ambivalenter Eindruck

In dieser Logik von Bewegungen verfangen zudem rückwirkende Feststellungen, man hätte sich mehr Zeit der Aufarbeitung lassen müssen, a priori nicht; sie verkennen diese eigentümliche Handlungslogik, die entscheidend getragen ist vom Momentum. Das vorsichtige Ausloten, In-Beziehung-Setzen, Einordnen sind ebenso wie die Ausrichtung an personenunabhängigen Verfahrensgrundsätzen, die Entschleunigung und damit Entemotionalisierung eben Merkmale einer Institution, weniger die einer Bewegung. Es ist in dieser Perspektive übrigens auch vollkommen konsequent, eine ansonsten durch die sorgsame Komposition von Verfahrensvorschriften, Tagesordnungen und Anträgen gekennzeichnete Einrichtung wie die Synode im Augenblick der höchsten Krisenhaftigkeit abubrechen – weil die Form nicht mehr zur Dynamik der Handlung passt. Dass der Bahnstreik, der erst am Abend des 15. Novembers begann, dafür der einzig ausschlaggebende Grund gewesen sein soll, kann man jedenfalls mit Fug und Recht bezweifeln.

### *Wie will eine Kirche Stabilität gewinnen, die ihre institutionelle Stabilität so sehr infrage stellt?*

Da aber die wichtigste Säule für die Stabilität einer Bewegung die unzweifelhafte Integrität der Führungsfigur darstellt, genügte schon der durch die Medienberichterstattung artikulierte Zweifel, um diese fragile Struktur in einer Kettenreaktion zum Einsturz zu bringen. Ganz konsequent zog dies dann auch unmittelbar Absetzbewegungen anderer leitender Personen nach sich, die

Verfolgt man nun diese Spur weiter, dann zeigt sich allerdings, dass die Problematik, die in dem Rücktritt der Ratsvorsitzenden kulminierte, ihren Ursprung nicht erst bei dem Bekanntwerden der Vorgänge in Siegen hatte. Sie wurzelte bereits an der Entscheidung, die Aufklärung sexualisierter Gewalt in der Kirche zur „Chefinnensache“ zu machen und damit nach den Regeln einer Bewegung zu personalisieren. Dies geschah nicht unvermittelt, sondern angesichts eines Verlusts von Glaubwürdigkeit seitens der Institution Kirche und ihrer Strukturen, die solchen Missbrauch von Macht sowie das kontaminierende Umdeuten und Instrumentalisieren von zentralen Leitvorstellungen und Modellen der Befreiung und der Egalität nicht verhindert hatten. Damit aber musste jeder kleinste Zweifel an der Integrität und der Vertrauenswürdigkeit zum Problem werden.

Da die Authentizitätsanmutung schon länger maßgebliches Merkmal einer in die Öffentlichkeit sprechenden Kirche geworden war, wurde hier übersehen, dass es nicht der institutionelle Charakter, sondern dessen unvollkommene Komposition und Beachtung waren, die die Aufklärung der Fälle sexualisierter Gewalt zu schwierig und für viele auch so problematisch werden ließen: Mit der Versicherung nämlich, dies nun zur „Chefinnensache“ zu machen, entstand der ambivalente Eindruck, dass die Rollen zwischen Aufklärungs- und Leitungsinstanz zu verwischen drohten. Was vermutlich als Bekenntnis „Ich kümmere mich persönlich darum, dass die von dafür zuständigen Organen zu leistende Aufklärung stattfindet und nicht verschleppt wird“ gemeint war, konnte gelesen werden als „Ich kümmere mich selbst um die Aufklärung.“ Letzteres aber hätte die problematische Konsequenz, die Funktionen von Aufklärungs- und Leitungsinstanz zu verwischen. Ins Politische übersetzt: Die Unterscheidung zwischen Exekutive und Judikative würde unterlaufen, indem die Exekutive sich anheischig machte, auch die Funktion der Aufklärenden, wenn nicht gar der Beurteilenden zu übernehmen. Dann aber ist es unvermeidlich, dass Entscheidungen darüber, welcher Fall verfolgt, wie er bekannt gemacht und wie die Dinge einzuschätzen sind, sich immer mit anderen Interessen und Rollenerwartungen vermischen.

Führt man sich dies vor Augen, wird deutlich, wie dringlich es ist, gegenüber der auf das Momentum bezogenen Logik einer vor allem als Bewegung verstandenen Kirche

die Elemente von Institution und Organisation wieder deutlicher hervortreten zu lassen: Keine Leitungsperson in der Kirche, die Personalverantwortung in einem größeren Umfang übernommen hat oder übernommen hatte, ist davor gefeit, dass es in ihrem Verantwortungsbereich Fälle sexualisierter Gewalt gegeben hat. Unter dem Kirche-als-Bewegung-Ansatz kann es schwerlich einen anderen Umgang mit solchen Situationen mehr geben als konsequenten Rücktritt der jeweiligen Verantwortungsträgerinnen und -träger. Das wäre jedenfalls die logische Konsequenz, wenn schon die als unzureichend gegenüber dem Momentum angesehene Kommunikation als Rücktrittsgrund erwartet wird.

Um hier nicht falsch verstanden zu werden: Es kann auf keinen Fall darum gehen, die Aufklärung dieser schrecklichen Vorgänge zu verzögern oder zu behindern. Jedoch müssen Formen der Aufklärung gefunden werden, die sich nicht auf einzelne Akteurinnen und Akteure beschränken und die vor allem die Rechts- und Interessenspositionen aller Beteiligten berücksichtigen. Dazu ist zunächst der Versuchung zu widerstehen, solche Fälle selbst verstehend aufklären zu wollen. Vielmehr gilt es, entsprechende institutionelle Strukturen zu schaffen, die unabhängig von der Personalverantwortung und zunächst unabhängig auch von der Verantwortung für die Kirche die Aufklärung übernehmen.

Parallel dazu bedarf es klarer Verfahrensrichtlinien, die klären, ab welchem Punkt Verfehlungen seitens allfällig betroffener Leitungspersonen vorliegen, die wiederum deren rechtsförmig zu geschehende Entfernung aus dem Amt rechtfertigen. Angesichts der Bedeutung dieser Thematik für die Kirche erscheint es unzureichend, dies nur der Staatsanwaltschaft zu überlassen. Entsprechende unabhängige Prozeduren und Strukturen sind komplementär auch kirchenintern zu etablieren. Zu einer solchen Prozeduralisierung gehört es im Übrigen auch, den Betroffenen großzügig Entschädigungen anzubieten, verstanden nicht als Sühne oder Wiedergutmachung, sondern als formalisierte und unabhängig von der Einsicht oder auch der Reue der Täter ausgesprochene Anerkennung der Betroffenen als traumatisierte Personen.

Zu einer auf die Zukunft gerichteten Analyse gehört auch das Eingeständnis, dass die Konzentration auf das Leitbild einer Kirche als Bewegung mit ziemlicher Sicherheit selbst den Formen sexualisierter

Gewalt in der Kirche Vorschub geleistet hat. Die vermeintlich als Modernisierung und Emanzipation vorgebrachte Delegation institutioneller Verhaltensformen und rollenorientierter Schranken machte es den Tätern im Verbund mit der vorgebrachten Selbstenzenierung als charismatische Persönlichkeiten leichter, Vertrauen zu erschleichen und dann auch in Übergriffigkeiten und Gewalt zu missbrauchen.

## Göttliche Einsetzung

Zu einer solchen Etablierung unabhängiger und formalisierter Vorgehensweisen drängt auch die Einsicht, dass die Kirche schon um ihrer Botschaft und ihres Auftrags willen anders agieren muss als eine Bewegung. Sie ist eben nicht einfach der Zusammenschluss von Menschen. Schon die Augsburgische Konfession hat daher in ihrem fünften Artikel vom Predigtamt als göttlicher Einsetzung gesprochen. Die Barmer Theologische Erklärung hat dies in ihrer dritten These wieder aufgenommen und auf den Zusammenhang von Botschaft und Ordnung der Kirche hingewiesen. Und ja, so ist das, wenn man sich eingesteht, dass das Reich Gottes sich verzögert hat und eine Institution kam: Dann muss diese wenigstens unter den Bedingungen des Vorletzten die verkündigte Botschaft spiegeln und bezeugen.

Die Kirche kann sich nicht abhängig machen von Einzelpersonen – übrigens

auch aus ganz weltlichen Gründen als verlässliche Arbeitgeberin. Anders formuliert: Wer Kirche vor allem als Bewegung versteht, sollte sich fragen, ob sie oder er in ihren gegenwärtigen institutionellen Settings Verantwortung übernehmen will. Wer diese Frage nach der Bedeutung der Institution stellt, leugnet nicht die Relevanz eines professionellen Ethos, sieht vielmehr in regelhaften, entschleunigenden und so von ersten Emotionen distanzierenden Verfahren einen Gewinn für die Menschen. Ein solcher institutionell etablierter Schutz hilft allen Beteiligten und schafft eben auf diese Weise Institutionenvertrauen, sodass Gerechtigkeit sich einstelle – gerade in dieser für die Glaubwürdigkeit der Kirchen und damit der Sache Jesu so existenziellen Frage der Aufarbeitung sexualisierter Gewalt.

*Die Kirche kann sich nicht abhängig machen von Einzelpersonen.*

Nicht umsonst wird das Recht in gewichtigen Teilen des Alten Testaments als Etablierung von Barmherzigkeit verstanden. Geht man so rechtsförmig grundiert miteinander um, dann kann sehr wohl die Institution Kirche und nicht nur die Bewegung Kirche den Geist des Christlichen atmen. Und dann muss es nicht – wie es im Falle Kurschus scheint – nur Verlierer geben. ◀

**ibo**  
Wir organisieren Zukunft.

**ibo Branchentag**  
**13. März 2024**  
**Für Kirchen und die Sozialwirtschaft**

**Nachhaltige Software und einfache Methoden für die Organisation Ihrer Verwaltung**

Online-Veranstaltung zu Revision, Prozessen, Projekten, Personalbemessung und Aufbauorganisation

**Kostenfrei anmelden!**

[www.ibo.de](http://www.ibo.de)

# Bitterkraut als Süßspeise

Eine Einordnung der Erklärung des Vatikans zur Segnung homosexueller Paare

HORST GORSKI

Die Erklärung zur Segnung homosexueller Paare der Glaubenskongregation in Rom hat viel Resonanz erzeugt. Horst Gorski, bis Sommer EKD-Vizepräsident und Chef des Amtsbereichs der VELKD in Hannover, hat sich die Erklärung mit dem Blick „eines evangelischen Christen“ und zugleich „eines schwulen Theologen“ nochmal genauer angeschaut. Zugleich ordnet er die ersten Reaktionen auf die Erklärung des Vatikans ein.

**E**in bemerkenswerter Vorgang ist es allemal: Am 18. Dezember 2023 veröffentlichte der Präfekt der Glaubenskongregation, Kardinal Victor Manuel Fernández, mit Zustimmung von Papst Franziskus eine Erklärung „über die pastorale Sinngebung von Segnungen“, in der vorsichtig eine Öffnung der Segnungspraxis für „Paare in irregulären Situationen und gleichgeschlechtliche Paare“ zugestanden wird.

Bemerkenswert ist dies zunächst deshalb, weil Fernández' Vorgänger, Kardinal Luis Francisco Ladaria, keine drei Jahre zuvor, am 22. Februar 2021 und ebenfalls mit Zustimmung von Papst Franziskus, in einem „Responsum ad dubium“ auf die Frage einiger Kardinäle „Hat die Kirche die Vollmacht, Verbindungen von Personen gleichen Geschlechts zu segnen?“ mit einem klipp und klaren „Nein“ geantwortet hatte. Man kann annehmen, dass dies als Ende der Debatte gemeint war.

Nun aber die Wende vom Dezember 2023, veröffentlicht durch Kardinal Fernández. Fernández war schon länger einer der engsten Vertrauten des Papstes und wurde anlässlich seiner Ernennung von konservativen Kreisen wegen seiner liberalen Moralvorstellung attackiert. Der Papst schrieb ihm zur Ernennung als Präfekt der Glaubenskongregation in einem Brief: Die Glaubenskongregation sei dazu da, „über die Lehre zu wachen, die sich aus dem Glauben ergibt, um Grund für unsere Hoffnung zu geben, aber nicht als Feinde,



Der katholische Pfarrer Wolfgang Rothe segnet ein lesbisches Paar während eines Gottesdienstes im Mai 2021.

die auf andere zeigen und sie verurteilen.“ Vor diesem Hintergrund kann man annehmen, dass es der ausdrückliche Wunsch des Papstes war, von dem neuen Präfekten die Äußerung von dessen Vorgänger korrigieren zu lassen. Freilich diplomatisch.

Eines gilt unangefochten: Die Ehe ist ein Sakrament, das laut göttlicher Offenbarung nur Mann und Frau offensteht. Papst Franziskus hatte im Juli 2023 pastorale

*Die Argumente wirken ähnlich traurig wie ein Tannenbaum nach dem Abschmücken.*

Argumente für die Öffnung des Segensverständnisses ins Spiel gebracht. Wörtlich: Wir dürften „keine Richter sein, die nur verneinen, ablehnen und ausgrenzen“. „Dementsprechend muss die pastorale Klugheit richtig einschätzen, ob es Formen der Segnung gibt, die von einer oder mehreren Personen erbeten werden und die nicht eine falsche Vorstellung von der Ehe vermit-

teln.“ Allerdings dürften solche Segnungen nicht ritualisiert und zur Norm erhoben werden. Um nicht in Kasuistik zu verfallen, dürften Bischofskonferenzen oder Bischöfe für ihre Diözesen keine liturgischen Formulare erlassen.

Die Erklärung der Glaubenskongregation vom 18. Dezember 2023 rezipiert diese Äußerungen des Papstes ausdrücklich. Um die spezielle Art und Weise des Segens zu beschreiben, die für „Paare in irregulären Situationen und gleichgeschlechtliche Paare“ in Frage kommen kann, wird zwischen einem „absteigenden“ und einem „aufsteigenden“ Segen unterschieden. Der absteigende Segen wird von Gott durch seine Kirche erteilt. Der aufsteigende Segen ist der Dank und Lobpreis der Gläubigen an Gott. Wenn nun ein Paar in besagter Situation Gott dankt und ihn lobt, dann „können Klugheit und pastorale Weisheit – unter Ausschluss schwerer Formen des Skandals oder der Verwirrung unter den Gläubigen – es nahelegen, dass der Priester oder ein anderer Amtsträger der Kirche sich dem Gebet dieser Personen anschließt, die, obwohl sie

sich in einer Verbindung befinden, die in keiner Weise mit der Ehe verglichen werden kann, sich dem Herrn und seiner Barmherzigkeit anvertrauen, seine Hilfe erleben und zu einem besseren Verständnis seines Plans der Liebe und der Wahrheit geführt werden wollen“. In solchen Fällen könnte sogar ein „herabsteigender“ Segen gespendet werden, sofern die betreffenden Personen damit keine Anerkennung ihres Status verbinden.

## Gottes Plan

Die Kernaussagen der Erklärung sind: Die Ehe ist nach Gottes Plan ausschließlich Mann und Frau vorbehalten. Es darf nichts geschehen, das diese unveränderbare Tatsache unklar werden lässt und das Volk Gottes verwirren könnte. Sexualität ist nur innerhalb der Ehe sittlich legitim. / Zweitens: Gleichgeschlechtliche (auch wiederverheiratete) Paare leben in Sünde. Ihr Verhalten verstößt gegen Gottes Plan und ist sittlich nicht legitim. / Drittens: Segnungen sind möglich als Anteilnehmen eines Priesters oder eines anderen kirchlichen Amtsträgers am Dank- und Lobgebet des Paares. Auf diese Weise fällt auch etwas vom herabsteigenden Segen, den die Kirche austeilte, auf dieses Paar. / Viertens: Es darf kein Anschein von Anerkennung des Status des Paares oder des Entstehens einer Norm erweckt werden. / Fünftens: Es ist unzulässig, Segnungen im Gottesdienst durchzuführen oder liturgische Formulare zu ihrer Durchführung zu entwickeln. Bestenfalls werden Segnungen spontan erbeten oder geschehen bei Gelegenheit einer Wallfahrt oder anderer frommer Andachtsübungen.

Es ist die kunstvolle Sprache der vatikanischen Diplomatie, in der diese Inhalte dargeboten werden. Da es diplomatisch auf jedes Wort ankommt, birgt eine Zusammenfassung die Gefahr der Verfälschung. Andererseits macht die Übertragung in unsere normale Schriftsprache die Inhalte deutlicher. Allerdings, wenn man die Argumente ihrer sprachlichen Verzierung entkleidet, wirken sie ähnlich traurig wie ein Tannenbaum nach dem Abschmücken.

Wahrscheinlich ist es die Pointe vatikanischer Diplomatie, dass man am Ende nicht weiß, wer sich mehr zu ärgern hat. Diejenigen, die hofften, mit dem Responsum von 2021 sei das letzte und endgültige Wort gesprochen. Oder diejenigen, die auf Anerkennung und nicht nur pastorale Herablassung gehofft hatten. Der Text klingt,

als werde ein Bitterkraut als Süßspeise angeboten.

Unmittelbar nach Veröffentlichung reagierten Bischofskonferenzen weltweit, in Deutschland grundsätzlich erfreut, in Nordamerika gemischt, in Afrika und Asien, aber auch in Polen mit schroffer Ablehnung. Am 4. Januar 2024 veröffentlichte der Vatikan eine von Kardinal Fernández unterzeichnete Pressemitteilung, in der einerseits die Kritiker mit aller Autorität, wenn auch in kunstvoll-diplomatischem Ton, in ihre Schranken verwiesen werden, andererseits mit einem konkreten Beispiel die gemeinte Form der Segnung als „volksnaher Pastoral“ erläutert wird. Den Bischöfen wird empfohlen, sich für die Lektüre der Erklärung und für ihr Verständnis Zeit zu nehmen. Es sei wichtig zu erkennen, dass die empfohlene Form der Segnung keine Weihe oder irgendetwas der Ehe Ähnliches begründe, sondern einfach ein Akt pastoraler Zuwendung sei. Im Übrigen seien die Bischofskonferenzen gehalten, den Text der Erklärung zu respektieren, denn sie sei vom Papst approbiert, der „die Lehre aller Zeiten“ vertrete. Raum für grundsätzlichen Widerspruch gebe es deshalb nicht. Die gemeinte Form der Segnung müsse spontan und unvorbereitet geschehen und dürfe nur „wenige Sekunden“ dauern. Diese pastorale Geste stelle „keine Bedingungen“ und wolle auch „nichts über das Intimleben dieser Menschen erfahren“.

## Schroffe Ablehnung

Damit allerdings wird der gesamte Vorgang inhaltlich so offenkundig unsinnig, dass nach seinem tieferen Sinne gefragt werden muss. Nicht nur war eine solche pastorale Geste nie verboten und wird in der Darstellung des Kardinals zur Karikatur ihrer selbst, sondern mehr noch: Wenn der Priester auf die Segensbitte spontan reagiert, ohne die Personen nach ihrem „Intimleben“ zu fragen, dann lässt sich eine „irreguläre Situation“ ja gar nicht feststellen. Der mit gewaltigem Aufwand betriebenen Argumentation kommt am Ende ihr Gegenstand abhanden. Jedenfalls wenn man den Text ernst nimmt. Als evangelischer Theologe frage ich mich, ob diese klugen Menschen ihre Texte eigentlich selbst ernst nehmen können. Ich finde das schwer vorstellbar, es sei denn, der ernstgemeinte Sinn ist ein ganz anderer: Eine Kirche, die sich in den vergangenen hundert Jahren immer wieder selbst ins

Stammbuch geschrieben hat, eine ewige und unveränderbare Lehre zu hüten, kann die dennoch notwendigen Anpassungen an die sich verändernde Welt nur vornehmen, indem sie gleichzeitig behauptet, nichts zu verändern, und dies im selben Atemzug doch tut. Nur vor dem Hintergrund dieser Interpretation sind auch die unterschiedlichen Reaktionen in der Weltkirche nachvollziehbar. Alle wissen, dass hier eine Mauer mit Beton verstärkt und gleichzeitig erschüttert wird. Dieses Verfahren aber muss diskret behandelt werden, denn sobald es offengelegt würde, würde es kollabieren. Die Elastizität dieses Verfahrens ist

*Die Elastizität dieses Verfahrens ist erstaunlich, kommt aber wohl irgendwann an ihre Grenze.*

erstaunlich, kommt aber wohl irgendwann an ihre Grenze. Was dann passiert, weiß niemand. Mag sein, dass die Angst vor diesem Augenblick der Motor ist, warum bisher alle auf die eine oder andere Weise mitspielen.

Mein Blick ist nicht nur der eines evangelischen Christen, sondern zudem der eines schwulen Theologen. Von daher ergibt sich ein engagiertes Interesse an der Situation auch in der römisch-katholischen Kirche. Im Rahmen der Evangelischen Kirche in Deutschland wurde in den vergangenen vierzig Jahren ein weiter und konfliktreicher Weg beschritten. Einfach war es auch dort nicht. Und manche Themen ähneln sich. Dass Segnungen nicht mit einer Eheschließung verwechselbar sein dürften, galt bis 2017 in den meisten Landeskirchen als selbstverständlich. Erst die Gesetzesnovelle durch den Bundestag im Juni 2017 hat bewirkt, dass heute in fast allen Landeskirchen zwischen Segnung und Trauung nicht mehr unterschieden wird. Übrigens gab es hier und da auch den Ton pastoraler Herablassung. Wenn zumeist auch nicht so kunstvoll formuliert.

Der Blick auf die römisch-katholische Kirche setzt als Vergleich aber nicht die deutsche Situation voraus, sondern die globale. Als Lutheraner denke ich dabei an den Lutherischen Weltbund. Er tut sich mit der Lebensformthematik seit Jahren extrem schwer. Statt einer Annäherung ist eine zunehmende Entfernung der Positionen zu erkennen. Dabei entspricht die Theologie im Wesentlichen den kulturel-

# Kompromiss oder Zensur?

## Die neue Gottesdienstordnung für den Weltgebetstag

KATHRIN JÜTTE

Nun liegt sie vor, die vom Deutschen Komitee für den Weltgebetstag (WGT) der Frauen überarbeitete Liturgie. Nach dem terroristischen Anschlag der Hamas und dem Beginn des Krieges in Gaza hatte es massiven Streit um die ursprünglich verfasste Gottesdienstordnung für den diesjährigen WGT in Deutschland gegeben. Der Vorwurf der Israelkritik und des Antisemitismus stand im Raum. Die Kritik an der von palästinensischen Christinnen formulierten Liturgie war in Deutschland so erdrückend, dass das Deutsche Komitee die Verbreitung stoppte und eine überarbeitete Liturgie ankündigte.

Wie passt das zusammen? Einerseits sich in weltweiter Verbundenheit in Liturgie und Gebet auf die Lebenssituation von Frauen in einem bestimmten Land einzulassen, ihre Lebenswelten hörbar machen zu wollen. Und andererseits die von palästinensischen Christinnen aus ihren eigenen Erfahrungen heraus geschriebene Liturgie zu überarbeiten? Da kommt die „Treue zur Ordnung“ ins Spiel, die sich die WGT-Frauen in ihren Leitsätzen 2007 auf die Fahnen geschrieben haben. Dort heißt es: „Im Rahmen dessen, was die Übersetzung in verschiedene Sprachen und die Interpretation in verschiedene Kontexte erforderlich macht, bemühen sich WGT-Frauen um Treue gegenüber den Texten, die sie empfangen, und bringen so die Stimmen der Frauen eines anderen Landes zu Gehör.“

Was hat sich nun in der neuen Gottesdienstordnung verändert? Ein aktualisiertes Vorwort, das auf die besondere Situation in Deutschland hinweist und deutlich macht, warum das Augenmerk hierzulande stärker auf Israel liegt. Eine derartige Aktualisierung ist nichts Ungewöhnliches, trifft sie zum Beispiel auch auf Länder mit einer kolonialistischen Vergangenheit zu. So wird in den Niederlanden eine Liturgie

aus Indonesien oder in Frankreich die aus einem nordafrikanischen Land sicherlich anders rezipiert als im Rest der Welt.

Des Weiteren wird in einer Hinführung zum Psalmgebet die enge Verbindung zwischen Judentum und Christentum einmal mehr betont. Diese Kontextualisierungen bieten den Gemeinden eine gute Hilfestellung bei der Vorbereitung. So weit, so gut. Ferner hat das Deutsche Komitee das Fürbittengebet um zwei neue Bitten ergänzt. Ein Gebet für alle in Israel und Palästina und eines für die Juden

in Deutschland. Auch diese beiden Eingriffe sind nachvollziehbar. Es ist gängige Praxis vieler Kirchengemeinden, in die gottesdienstliche Feier der Weltgebetstage aktuelle Fürbitten aus der Gemeinde heraus zu formulieren.

Anders sieht es bei den drei zentralen Erfahrungsberichten der Palästinenserinnen aus. In ihren Texten wurde „kontextualisiert“, wie es die WGT-Frauen nennen. Zwar behutsam, doch ist es ein Unterschied, ob es in der neuen Liturgie heißt: „Ihr war es ein Anliegen, der Besatzungsmacht in Form des liebevollen Widerstands zu begegnen“ oder wie die alte Liturgie formuliert: „Das Eintreten für die Wahrheit war ihr Weg, der Besatzungsmacht in Liebe zu begegnen.“ Ist das Zensur? Nein. Die Liturgie wird größtenteils so gefeiert, wie sie die palästinensischen Christinnen vorgegeben haben. Es ist ein Kompromiss, der Perspektiven aufzeigt, um nicht zu polarisieren. Er trägt der aufgeheizten deutschen Debatte und dem „sensiblen Verhältnis deutscher Christen zu Israel und Palästina“ Rechnung. Letztendlich bietet er möglichst vielen Menschen am 1. März in Deutschland die Möglichkeit, gemeinsam für Palästina und Israel – für Frieden im Nahen Osten zu beten. Nicht mehr und nicht weniger. ◀



Foto: Rolf Zöllner

len Traditionen am jeweiligen Ort. Besonders die afrikanischen, die asiatischen und einige US-amerikanische Kirchen lehnen Segnungen gleichgeschlechtlicher Paare ab.

Erst kürzlich nahm ich an einer Tagung zu LGBTQ+ mit Vertretern afrikanischer Kirchen teil. Ein Gespräch scheint derzeit kaum möglich. Nur mit Schmerz waren die Berichte schwuler Theologen aus Afrika über ihre heikle Situation zu hören. Etliche lutherische Kirchen in Afrika bestärken die Regierungen ihrer Länder sogar in dem Bestreben, die Gesetzgebung gegenüber Homosexualität zu verschärfen. Nicht einmal die Teilnehmenden der Tagung konnten sich darauf verständigen, die Kirchen müssten der Kriminalisierung von Homosexualität entgegentreten. Die katholischen Bischofskonferenzen aufzurufen, sich um der Menschenwürde willen gegen die Kriminalisierung von Homosexualität einzusetzen, ist das einzige echte Plus der Klarstellung des Kardinals vom Januar. Innerhalb des Lutherischen Weltbundes ist die Debatte unter anderem deshalb so schwierig, weil das Thema in die Auseinandersetzung der Meta-Debatte über den Postkolonialismus gerät. Die Erwartung der deutschen und anderer Kirchen, die afrikanischen und asiatischen Kirchen müssten sich der Lebensformthematik öffnen, wird als neue Form des Kolonialismus zurückgewiesen. Demgegenüber kann es sogar charmant wirken, dass eine Weltkirche mit Berufung auf eine über-kulturelle, ewig unveränderbare Lehre gewissermaßen einen archimedischen Punkt außerhalb aller Debatten hat. Oder zu haben meint. Dass dies in der römischen Weltkirche faktisch auch nicht mehr funktioniert, zeigen die Reaktionen und Gegenreaktionen deutlich.

Ein persönliches Wort zum Schluss: Je älter ich werde, und je länger ich mich mit der Lebensformthematik beschäftige, desto absurder kommt mir die Diskussion vor. Ich sehe mich als liberalen Theologen, bin aber durchaus der Meinung, dass wir Gott nicht zum „lieben Gott“ verharmlosen dürfen. Wir haben auch von Gottes Zorn zu reden. Wenn ich mir vor dem Horizont des Evangeliums versuche vorzustellen, worüber Gott zornig sein könnte, dann darüber, dass Menschen Menschen töten, als Geiseln nehmen, foltern, aus ihrer Heimat vertreiben, verdursten, verhungern oder ertrinken lassen. Aber dass Gott darüber zornig sein sollte, dass Menschen Menschen lieben – wie absurd! ◀

# Schummeln oder Betrug?

Über das akademische Ghostwriting und das schlechte Gewissen nicht nur von Theologen

ANDREAS BOUEKE

In Deutschland gibt es zahlreiche professionelle Agenturen und hunderte kluge Menschen, die wissenschaftliche Texte schreiben, welche von zahlenden Kundinnen und Kunden als Hausarbeiten, Bachelorarbeiten oder Masterarbeiten an Hochschulen eingereicht werden. Von dem System des akademischen Ghostwriting profitieren viele Beteiligte, manche haben ein schlechtes Gewissen. Kirchliche Seelsorger und Religionssoziologen beschäftigen sich mit Fragen der Ethik und Moral.

Dem Mann am Telefon fällt es offensichtlich schwer, über seine Tätigkeit zu sprechen. „Für meine Kunden ist es nicht legal, was ich mache. Und insofern bleiben wir lieber bei anonym.“ Nennen wir ihn Karl Klug, denn klug muss man sein, um als akademischer Ghostwriter arbeiten zu können. Aber ist es auch ethisch vertretbar, Menschen zu helfen, die bereit sind, für das Erstellen einer wissenschaftlichen Arbeit Geld zu zahlen, auch wenn man davon ausgehen kann, dass sie die Texte zum Betrug nutzen werden? Karl Klug versucht, sich zu rechtfertigen. Aber dann gibt er doch zu: „Eigentlich helfe ich beim Schummeln. Klar, ja, sicher.“

## Kein Kavaliersdelikt

Schummeln, das klingt wie das Verhalten eines kleinen Kindes, das sich beim Memory-Spiel nicht an die Regeln hält. Der Religionssoziologe Leif Seibert bevorzugt das Wort Betrug: „Ich würde es nicht als Kavaliersdelikt abtun. Ich halte es schlicht für akademischen Betrug.“ Der erfahrene Universitätsdozent mit blondem Bart und kleiner Brille ist mit Leidenschaft Wissenschaftler – eine Haltung, die nicht alle Menschen an der Universität teilen. „Ich treffe immer wieder auf eine karrieristische Einstellung, die in der universitären Ausbildung ein notwendiges Übel auf dem Weg



Fotos: Andreas Boueke

„Eigentlich helfe ich beim Schummeln. Klar, ja, sicher“, sagt ein Ghostwriter.

zum Geldverdienen sieht.“ Der Ghostwriter Karl Klug legt großen Wert darauf, zu betonen, dass er selbst sich seine beiden universitären Abschlüsse ehrlich erarbeitet hat. Eine wissenschaftliche Karriere ist ihm aber nicht gelungen. „Dann habe ich halt Arbeit gesucht und nicht gefunden. Fast wäre ich in Hartz IV gerutscht. Da habe ich mich lieber selbstständig gemacht. Anfangs bekam ich meine Aufträge über Freunde von Freunden. Zum Beispiel hatte eine Bekannte Probleme, ihre Bachelorarbeit fertig zu kriegen. Wir haben einen Preis vereinbart, und ich habe ihr geholfen.“ Niemand weiß, wie viele der fast drei Millionen Studierenden in Deutschland bei ihren schriftlichen Arbeiten betrügen. In den Mensen der Universitäten jedenfalls sprechen einige Studierende recht unbekümmert über das Thema. Lara, Studentin der Sozialwissenschaften, beschreibt ihre Erfahrungen so: „Ich habe sehr viele Hausarbeiten geschrieben, die schlichtweg unnötig waren. Für meinen

Beruf später bringen die mir nichts. Dann finde ich es legitim, wenn ich da nicht viel Aufwand aufbringe, aber trotzdem eine gute Note haben möchte.“ Viele Studierende kennen Personen, die bereit und fähig sind, ihnen für Geld das Schreiben einer Hausarbeit abzunehmen. „Das kostet dich mehrere Tausend Euro, dann schreibt der dir deine Bachelorarbeit“, sagt der BWLer Finn. Der Religionssoziologe Leif Seibert ist empört: „Ich bin immer etwas entrüstet, weil es tatsächlich die ganze Logik des wissenschaft-

*„Das kostet dich mehrere Tausend Euro, dann schreibt der dir deine Bachelorarbeit.“*

lichen Arbeitens in Frage stellt. Die Universität ist ja kein obligatorischer Umweg zum Arbeitsmarkt. Wissenschaftliches Arbeiten ist mit einem bestimmten Ethos verbunden. Die Regeln haben einen Sinn. Und wenn so

eklatant dagegen verstoßen wird, dann frage ich mich schon: Was wollen die Leute hier eigentlich?“ Die wenigsten Ghostwriter sind Einzelkämpfer. Die meisten kooperieren mit Agenturen, die sich unverhohlen ins Licht der Öffentlichkeit stellen. Sie betreiben Marketing, pflegen Internetauftritte, bieten kostenlose 0800-Nummern zur Kontaktaufnahme an und lassen sich per PayPal bezahlen. Daraus ergibt sich eine stabile Einkommensquelle für Menschen wie Karl Klug: „Ich habe eine Anzeige gesehen und da mal nachgefragt. Es gibt eine ganze Menge solcher Agenturen. Jetzt mache ich das seit fünfzehn Jahren.“

Im Jahr 2022 haben über eine halbe Million Menschen in Deutschland einen Hochschulabschluss gemacht. Unter den 30- bis 34-Jährigen hat nahezu jeder dritte einen akademischen Abschluss. Von diesem großen Markt profitiert Karl Klug. Juristische Probleme braucht er nicht zu fürchten. Das sollte sich ändern, meint der Rechtswissenschaftler Thomas Hoeren, der lange als Richter für Urheberrecht an einem Oberlan-

*Die meisten Ghostwriter kooperieren mit Agenturen, die unverhohlen im Licht der Öffentlichkeit stehen.*

desgericht gearbeitet hat. „Diese schwarzen Schafe werden von der gesamten Wissenschaftsgemeinde als total unmoralisch abgelehnt. Aber man kann wenig gegen sie machen.“ Thomas Hoeren ist seit 1997 Universitätsprofessor für Medienrecht. „In der Geschichte der Wissenskultur hat es schon immer solche Fälle gegeben, schon im Mittelalter. Aus dieser Zeit kommt der Begriff plagiarius. Als Hochschullehrer müssen wir gegen Plagiate kämpfen, auch wenn es ein Kampf gegen Windmühlen ist.“

Bei dem Begriff „Plagiate“ wird der akademische Ghostwriter Karl Klug hellhörig. Damit habe er nichts zu tun, versichert er: „Es kommt öfter vor, dass die Leute mich mit Plagiaten und solchen Dingen in einen Topf werfen. Aber so was mache ich nun gerade nicht. Ich zitiere nicht falsch oder kopiere anderer Leute Texte. Meine Arbeit ist wissenschaftlich völlig korrekt.“

*Im Jahr 2022 haben über eine halbe Million Menschen in Deutschland einen Hochschulabschluss gemacht.*

Offenbar pflegen auch akademische Ghostwriter ein professionelles Ethos, obwohl sie wissen, dass ihre Arbeit häufig auf Betrug hinausläuft. „Auf die Kunden mag das zutreffen, aber nicht auf mich“, versichert Karl Klug. „Ich finde schon, dass das ein Unterschied ist. Da wehre ich mich dann doch dagegen, wenn solche Unterstellungen kommen.“

### Rechtslage eindeutig

Die akademischen Ghostwriter selbst werden nahezu nie belangt. Aber für die Nutzerinnen und Nutzer ihrer Texte ist die Rechtslage eindeutig, betont Professor Hoeren: „Wir schreiben in jede Prüfungsordnung rein, dass alle Sachen selbst geschrieben werden müssen. Man muss alles offenlegen und darf sich nicht von Diensten Dritter beeinflussen lassen. Bei jeder Studienarbeit unterschreibt man, dass die Arbeit eigenständig erstellt wurde. Manchmal gibt es sogar die Aufforderung, das unter Eid zu tun. Damit ist das sofort strafrechtlich relevant. Manche Promotionsordnungen kennen da kein Pardon. Die Hochschullehrer haben so viel erlitten, dass sie die Studierenden so deutlich wie möglich darauf hinweisen: ‚Da droht euch was.‘“

Trotz solcher Abschreckungsmaßnahmen ist akademisches Ghostwriting heute die wichtigste Einkommensquelle für Karl Klug. „Im Moment bestreite ich damit mei-

nen Lebensunterhalt. Das hat Vorrang für mich. Die moralische Frage ist mir natürlich bewusst. Ganz gelegentlich denke ich auch darüber nach. Es ist ja nicht so, als ob mir das völlig egal wäre.“

Keine erfolgreiche Ghostwriting-Agentur würde offen anbieten, dass sie abgabefertige Abschlussarbeiten erstellt. Das weiß auch Professor Hoeren: „Gegen die Profis kann man wenig machen. Die stellen es so dar, als würden sie nur Orientierungshilfen geben. Deshalb verlaufen Verfahren gegen solche Leute regelmäßig im Sand.“

Der Juraprofessor Thomas Hoeren erlebt immer wieder, dass auch Fragen des Glaubens und der Religion ins Spiel kommen, wenn es darum geht, einen schuldhaften Betrug aufzuarbeiten. „Manche Studenten und deren Eltern sind religiös eingebunden. In solchen Fällen kann auch das Gespräch mit dem Pastor helfen. Der hat eine andere Autorität und kann mit den Eltern und Kindern anders reden als ein Psychotherapeut.“

Der emeritierte Pfarrer Hermann Rottmann hat selbst lange im Fachbereich evangelische Kirchengeschichte wissenschaftlich gearbeitet. „Einem Ghostwriter müsste klar sein, dass er mindestens mit einem Bein auf der Seite dessen steht, was moralisch nicht in Ordnung ist.“ Das Argument, ein Ghostwriter unterstütze hilfsbedürftige Menschen, lässt der Pfarrer nicht gelten: „Er hilft ja nicht wirklich. Tatsächlich ent-





mündigt und verunselbstständigt er den Studenten.“ Dem Ghostwriter Karl Klug ist sein christlicher Glaube wichtig. Doch er vermeidet es, mit anderen Gläubigen über seine Arbeit zu sprechen. „Wenn Leute da etwas fundamentalistischer sind, dann haben sie wahrscheinlich überhaupt kein Verständnis. Die anderen schon eher – oder vielleicht auch nicht.“

Es stellt sich auch die Frage nach den Opfern des akademischen Ghostwritings. Dazu hat der Professor für Theologie und Soziologie Heinrich Schäfer eine klare Meinung: „Natürlich gibt es Opfer. Der Betrug findet ja im Rahmen der Konkurrenz des akademischen Feldes statt. Plötzlich haben alle anderen einen falschen Konkurrenten. Damit hätte man schon mal das erste Opfer. Das zweite Opfer ist der akademische Betrieb als solcher. Und dann sind da noch die Studenten, die später einmal von jemandem schlecht unterrichtet werden, der sich nicht wirklich qualifiziert hat. Das ist ein Verrotten der ethischen Orientierung. Quasi kriminelle Handlungen werden habitualisiert, mit schädlichen Konsequenzen für die Allgemeinheit.“

### Schädliche Konsequenzen

Der Theologe beobachtet mit Sorge, wie sich an den Universitäten eine Ethik des Utilitarismus ausbreitet. „Wer aus keinem anderen Grund studiert, als um später eine gute Anstellung zu bekommen, der bemüht sich natürlich, so schnell wie möglich davonzukommen. Das trägt zur gesellschaftlichen Verdummung bei. Dummheit schließt Schlauheit nicht aus. Manche Nutzer von Ghostwriter-Produkten sind schlau, aber mit Schlauheit werden sie eine Bauchlandung machen.“

Schriftliche Hausarbeiten sind seit Jahrhunderten Teil der akademischen Kultur. Bislang war die finanzielle Hürde des Ghostwritings für die meisten Studierenden so hoch, dass sich nur wenige diese Form des Betrugs leisten konnten. Doch das ändert sich gerade, meint der Religionssoziologe Leif Seibert. Er rechnet damit, dass Entwicklungen im Bereich der künstlichen Intelligenz die Bewertbarkeit von Hausarbeiten schon jetzt grundsätzlich in Frage stellen. „Wenn die Texte per Knopfdruck abrufbar sein werden, ohne dass das irgendwas kostet, dann ist die Prüfungsmethode der schriftlichen Hausarbeiten und Abschlussarbeiten grundsätzlich in Gefahr.“

RALF MEISTER

## Überschritt zur Ewigkeit

Warum Musik und Tränen zusammenhängen

„Dunkelkammer des Passionswissens“ hat Ulrich Khuon, zurzeit Intendant des Schauspielhauses Zürich, einmal das genannt, was das Theater aufbewahrt. Im Theater werde glaubhaft erzählt von denen, die Leiden und Leidenschaften durchlebt haben. Mutter Courage oder Richard III., Don Carlos oder Clavigo. Große Erzählungen von Sehnsucht und Neid, von Verhängnis und Mord, von Liebe und Tod. Von Beginn an gab es eine enge Verbindung zwischen dem antiken Theater und den Göttern. Theater hat seinen Ursprung im Kult, genauso wie die Religion. Und was zur Darstellung gelangt, ist nicht nur das Drama menschlichen Lebens, sondern sein Ringen mit den Göttern und dem Schicksal.

Es gibt mehrere Medien in der menschlichen Kultur, die dieses Passionswissen wachhalten und in ihren Ursprüngen weit in die Geschichte zurückreichen. Die Musik ist für mich eine der eindrücklichsten kulturellen Ausdrucksformen, die sich dem Passionswissen zuwendet. „Ach Herr, lass dein lieb Engelein am letzten End die Seele mein in Abrahams Schoß tragen.“ Wie bewegend ist dieser Schlusschoral in Johann Sebastian Bachs Johannes-Passion. Wie tröstlich die Lieder über „Sterben und Ewiges Leben“ im Evangelischen Gesangbuch, die der Trauer Ausdruck und Trost zugleich geben. Oder die Trauermusik, die Paul Hindemith in London am Tag nach dem Tod von König Georg V. komponierte und zwei Tage später in einem Gedächtniskonzert der BBC uraufführte.

Aber Passion meint nicht nur Schmerz und Weh, es meint die Erregung in Freud oder Leid, in Jubel oder Schmerz. Es meint Reggae und Requiem, Boogie und Blues, Wacken und Woodstock. Aus Rhythmus und Tönen, Lautstärke

und Melodie, Tempo, Klangfarbe und Widerhall entsteht Musik. Sie bleibt eine Wahrnehmungssillusion und legt Zugänge zu inneren Räumen frei.

Warum kommen immer wieder beim

Hören einer bestimmten Arie, des Refrains eines Popsongs, eines Choralsatzes die Tränen? Es sind Überschreitungen in eine andere Welt. Manchmal bis zur Trance und zur Ekstase. Keine Sprache erfasst die Überwältigung. So eröffnen Melodien, Harmonien und Liedtexte auch geistliche

Räume. Emil Cioran, der rumänisch-französische Philosoph, zitiert Nietzsches fast zärtlichen Satz: „Ich kann keinen Unterschied machen zwischen der Musik und den Tränen.“ (Von Tränen und Heiligen, 1937). Und er fügt hinzu: „Alle wahre Musik entspringt dem Weinen, weil sie aus der Sehnsucht nach dem Paradies hervorgeht.“ Im Blick auf die Musik in unseren Gottesdiensten ist dieses das größte Lob für die Verkündigung unserer Kantorinnen, Organisten, Musikpädagogen und Liturgikerinnen – sie begleiten uns Vertriebene auf den sehnsuchtsvollen Wegen zu paradiesischen Orten und schärfen unseren geistlichen Musikinstinkt. Diese Sehnsucht umfasst Trauer und Leid, aber ebenso jubelnde Freude, Vorfreude, Aufschrei des Glücks und meditative Stille. Das Unsagbare gehört der Musik. Sie schafft Räume, in denen die Fülle des Lebens überschritten wird. Der Name, den wir dieser letzten Fülle geben, ist Gott. ◀

Ralf Meister ist Landesbischof der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers, Leitender Bischof der VELKD und Herausgeber von *zeitzeichen*.



Foto: Heiko Preller



# Symbolische Wirklichkeiten

Nachdenken über Ostern und die Sünde ganz ohne Kirchenvater Augustin

HENNING THEISSEN

Ostern und die Sünde sind für den Theologen Henning Theissen von der Universität Lüneburg zwei große Zumutungen an die Vernunft. Und dennoch seien sie Voraussetzungen des Glaubens. Doch dürfe beides nicht als historische Wirklichkeit missverstanden werden, sondern als symbolische.

Im Zentrum des christlichen Glaubens stehen zwei große Zumutungen, an denen die menschliche Vernunft – nicht erst die neuzeitliche – Anstoß nimmt, nämlich Ostern und die Sünde. Also die Zumutung, dass Jesus nach seiner Kreuzigung von den Toten auferweckt wurde, und die andere, dass die Menschen von einem erfüllten Leben auf verhängnisvolle Weise getrennt, an diesem Verhängnis aber unbegreiflicherweise selbst schuld sind.

Man kann beide Zumutungen theologisch abschwächen und für unvereinbar mit einer aufgeklärten Religion erklären und verhindert damit, dass der christliche Glaube Anstoß nehmen bedeutet, wo er doch seiner Grundbeschaffenheit nach so ziemlich das Gegenteil davon ist, nämlich Vertrauen. Die Kehrseite dessen ist aber, dass so der verborgene Zusammenhang von Ostern und Sünde außer Betracht bleibt, der überhaupt erst der Grund dafür ist, dass man behaupten kann, die beiden Zumutungen stünden im Zentrum des Glaubens. Für sich genommen ist nämlich jede der beiden eher Voraussetzung des Glaubens, wenn auch auf unterschiedliche Weise.

Für Ostern, um mich zunächst etwas ausführlicher dieser Zumutung zu widmen, ist dies einigermaßen evident. Nur wenn man die Gewissheit voraussetzt, dass

Christus von den Toten auferweckt wurde, kann sein Leben und Sterben einen Bezug zur Erfahrungswirklichkeit von Menschen heute haben, denn ohne diese Voraussetzung würde sich dieser Wirklichkeitsbezug nicht etwa deshalb erledigen, weil Jesus als am Kreuz gescheitert zu betrachten wäre, sondern weil von diesem Gekreuzigten dann genauso wenig die Rede wäre wie von den unzähligen Namenlosen, die im zeitgenössischen Römischen Reich sein Schicksal teilten. Umgekehrt führt die Ostervoraussetzung dazu, dass gerade das Kreuz nicht als Zeichen seines Scheiterns, sondern als Heilssymbol begriffen wird, so dass die Kreuzigung keineswegs zufällig im Zentrum der biblischen Schilderungen seines Lebens steht.

Auf das Kreuz wird immer wieder Bezug genommen, wenn es etwa für Paulus in seinen neutestamentlichen Briefen darum



Foto: akg

Ein Gemälde, das dem Symbolismus zugeordnet wird: Franz von Stuck (1863–1928), „Die Sünde“, 1894. Köln, Wallraf-Richartz-Museum.

geht, den Menschen in den Gemeinden die Bedeutung Christi für ihr Leben nahezu bringen, oder wenn die vier Evangelisten den Lebensweg Jesu, wie sie ihn erzählen, mit symbolisch aufgeladenen Vorverweisen auf Passion und Kreuz spicken.

All das geschieht ganz und gar aus der österlichen Perspektive heraus und wäre ohne diese Voraussetzung unmöglich. Ostern ist wie eine Brille, durch die hindurch das irdische Leben Christi so erscheint, dass es stringent auf Kreuz und Auferstehung zuläuft – wie in der berühmten Erzählung von den Emmausjüngern (Lukas 24,26), der nicht ohne Grund für neuzeitliche Menschen wohl anschlussfähigsten Ostergeschichte des Neuen Testaments.

Damit ist aber auch klar, dass der Wirklichkeits- und Erfahrungsbezug von Ostern nicht von der Art Erfahrung sein kann, die Menschen sonst in ihrem Leben machen

und als Wirklichkeit beschreiben können. Um es mit einem Begriff zu sagen, der die theologische Diskussion im 20. Jahrhundert geprägt hat: Dem Anspruch nach, den die biblischen Ostergeschichten unübersehbar erheben (man vergleiche sie nur einmal mit der Auferweckung des Lazarus in Johannes 11), kann die Auferweckung Jesu keine „historische“ Wirklichkeit sein, da das Geschilderte offensichtlich die Kategorien historischen Geschehens sprengt.

Während diese „Osterzäsur“ gegenwärtig weitgehend unbestritten sein dürfte, kann man mit der nachstehenden Anschlussfolgerung immer noch Aufsehen erregen: Auch der Bezug der Wirklichkeit Christi zur Wirklichkeit der Christ:innen kann nicht auf die Kategorie historischer Kontinuität oder Gleichförmigkeit gebaut werden, die Ernst Troeltsch der modernen Theologie als ehernes Prinzip der historischen Methode ins Stammbuch geschrieben hat. Das heißt, was Jesu Leben und Sterben für die Gläubigen bedeutet, kann nicht abgeleitet werden aus den theologisch ermittelbaren Verstehenshintergründen seines irdischen Lebens, zum Beispiel aus dem alttestamentlichen Sühnegedanken als Deutungsrahmen des Kreuzes. Denn dann würde die Gegenwartsbedeutung Christi sich jeweils in einem historischen Datum oder einer Traditionskette von solchen erschöpfen.

Zusammengenommen heißt das: Ostern ist keine historische Wirklichkeit, bezeichnet aber auch keine jenseitige Parallelwelt, deren Erkenntnis eine eigene christliche Metaphysik rechtfertigen würde. Ostern ist vielmehr eine symbolische Wirklichkeit, wie auch die auf Ostern gebaute christliche Religion ein Symbolsystem ist, dessen Anhänger:innen seine Bedeutung

*Als historische Wirklichkeit missverstanden, leistet die Sünde einer pessimistischen Anthropologie Vorschub.*

vielfältig auf symbolischer Ebene erfahren, etwa in Gestalt von rituellen Praktiken (Gottesdienst, Meditation, Gebet) oder emotionalen Funktionen (Gelassenheit, Trost, Ermahnung), die die Religion für sie ausfüllt.

Wie bei allen Symbolen ist auch für religiöse Symbole kennzeichnend, dass sie an – auch durchaus historisch identifizierba-

ren – Erfahrungsdaten hängen, aber ihnen gegenüber als das eigentlich symbolische Moment einen „Mehrwert“ bilden, der im Gebrauch der Symbole und damit stets in einer Symbolgemeinschaft, etwa der Gemeinde oder der Kirche, gedeutet wird. Er geht über das zugrundeliegende Erfahrungsdatum hinaus und unterliegt nicht der Kontingenz allen historischen Geschehens. Im Christentum sind die Sakramente das anschaulichste Beispiel solcher Symbole. Der Theologie fällt bei alledem die Aufgabe zu, kreativ und produktiv in der Deutung christlicher Symbole zu wirken.

### Vorwurf der Beliebigkeit

Stärker traditionsverbundene Ausprägungen von Theologie begegnen der Vorstellung von einem Christentum, das neue, nicht in der Kirchengeschichte verwurzelte Deutungen religiöser Symboliken entwickelt, nicht selten mit dem Vorwurf der Beliebigkeit, die in diesen eher liberalen Ausdrucksformen des Glaubens drohe. Der Einwand ist nicht ganz von der Hand zu weisen, wie jene andere Voraussetzung im Zentrum des christlichen Glaubens, nämlich die Sünde, zeigt. Voraussetzung ist sie in dem Sinne, dass das Christentum, mit älteren religionswissenschaftlichen Kategorien gesprochen, eine Erlösungsreligion ist, deren Heilsbotschaft ohne die Identifikation eines vorausgehenden Übels in der grundlegenden Situation von Welt und Menschheit, in der lateineuropäischen Tradition als Erbsünde bezeichnet, unvollständig wäre. Wie Ostern ist allerdings auch die Sünde eine symbolische und keine „historische“ Wirklichkeit (und ihr im Christentum maßgeblich biblischer Erzählkomplex vom so genannten Sündenfall im Garten Eden kein geschichtliches Datum).

Als historische Wirklichkeit missverstanden, könnte die Sünde nur einer pessimistischen Anthropologie Vorschub leisten, bei welcher der Glaube sich zuerst Gottes Zorn über die Sünde unterwerfen müsste, um anschließend die nur im Kontrast dazu, nicht aus sich heraus, als solche erlebbare Gnade zu erfahren. Ich lasse auf sich beruhen, dass die christliche Kirche im Einflussbereich der Erbsündenvorstellung tatsächlich in dieser Weise agiert hat und dass gerade in der evangelischen Theologie eine als Abfolge missverstandene Zuordnung von „Gesetz und Evangelium“ (Luther) der Schwarzen Pädagogik in Religionsdingen



Hermann Stenner (1891–1914), „Auferstehung“, 1914.

bis heute Vorschub leistet. Wichtiger scheint mir aufzudecken, dass hinter dem historisierenden Missverständnis der Sünde eine Fehldeutung ihrer symbolischen Wirklichkeit steckt, was ja einschließt, dass es tatsächlich falsche Symboldeutungen gibt und die symbolproduktive Aufgabe von Glauben und Theologie nicht beliebig ist.

Es sind vor allem zwei biblische Äußerungen, die den Status der Sünde als symbolische Dimension einer von ihr unterschiedenen historischen Wirklichkeit, nämlich des Todes, sicherstellen, wenn der Apostel Paulus den Tod „der Sünde Sold“ (Römer 6,23) und im Gegenzug die Sünde den „Stachel des Todes“ nennt (1. Korinther 15,55), der diesem erst seine Bitterkeit verleihe. Aus diesen Äußerungen ist in der Theologiegeschichte mit hartnäckiger Persistenz gefolgert worden, das eigentliche Übel, von dem die christliche Religion Erlösung verspreche, sei nicht der leibliche Tod (den ja auch Christ:innen sterben müssen), sondern seine symbolische Dimension, eben die Sünde als geistlicher Tod, wie man vor dem modernen Siegeszug der Symbolkategorie sagte.

Diese Auffassung ist unhaltbar, denn tatsächlich benennt Paulus in seinem Ostertraktat (1. Korinther 15) unzweideutig den Tod als den „letzten Feind, der vernichtet wird“ (1. Korinther 15,26), und deckt damit den verborgenen Zusammenhang zwischen Ostern und der Sünde auf: Beide sind sym-

bolische Voraussetzungen für die angemessene christliche Deutung des Todes und prägen damit die Signatur des Menschseins im Unterschied zu Gottes Unsterblichkeit. Die Symbolik, mit deren Hilfe Paulus den Tod Jesu unter der Voraussetzung von Ostern im Gegensatz zum Tod der Sünder als Heilssymbol deutet, ist die der Gotteskindschaft: Mit Ostern wird aus dem eingeborenen Sohn der „Erstgeborene unter vielen Brüdern [und Schwestern]“ (Römer 8,29; vergleiche 1. Korinther 15,20: „Erstling“), so dass die erwartete Überwindung des Todes nicht nur das Menschsein Christi erfasst, sondern auch das der Christ:innen, deren Tod nicht mehr unter dem Vorzeichen der Sünde steht.

### Klare Asymmetrie

Dass Paulus mit dem Wechsel des Vorzeichens tatsächlich für beide (Christus und die Christ:innen) von demselben Menschsein redet, ist mit der in 1. Korinther 15,28 ausgedrückten Unterordnung Christi unter Gott sichergestellt, die ausschließt, dass hier die (später so genannte) Gottheit Christi gemeint sein könnte. Zwischen Ostern und Sünde als den beiden symbolischen Voraussetzungen für die Deutung des Todes besteht also die klare Asymmetrie, dass die heilvolle Deutung des Todes Jesu im Lichte von Ostern der Sünde den Haftpunkt für ihre konkurrierende Deutung des Todes

entzieht; damit wird die Sünde theologisch ortlos und ist mit der Entmachtung des Todes erledigt. Sie kann also im Vergleich mit dem Tod nicht das größere Übel darstellen.

Macht man sich die verborgene Asymmetrie von Ostern und Sünde deutlich, so wird klar, was die Sünde ist: nichtig. Doch ist das auch ihre Tücke. Die Sünde besitzt keine andere Wirklichkeit, als dass sie „essentialisiert“, also dass von ihr geglaubt wird, sie sei mehr als eine symbolische Wirklichkeit. Doch ist dieser „Glaube“, den missverständlicherweise auch Luther im Munde führte (peccatum magnificare), in Wahrheit Unglaube, weil er die mit Ostern gegebene Entmachtung des Todes leugnet – so, wie es auf der anderen Seite Aberglaube wäre, Ostern für mehr als eine symbolische Wirklichkeit zu halten. Der essentialistische Irrtum muss sich zwar nicht in so handfesten Überhöhungen von Sünde und Tod ausdrücken wie im Glauben an ein personifiziertes Böses (Teufel) oder eine gegenständliche Hölle, die noch für Luther beide einigermaßen selbstverständlich waren. Heute meldet sich jener Irrtum umso subtiler, indem das Maß des Menschseins nicht der Ostervoraussetzung entnommen, sondern mit dem identifiziert wird, was Menschen zu Lebzeiten aus sich gemacht

*Wer die „Lebensleistung“  
von Menschen würdigt,  
macht den Tod zum  
Maßstab ihres Lebens.*

haben. Damit wird in dem Bestreben, die „Lebensleistung“ von Menschen zu würdigen, in Wahrheit der Tod zum Maßstab ihres Lebens gemacht. Diesen Teufelskreis beschreibt Paulus mit den geflügelten Worten vom Tod als „der Sünde Sold“ oder der Sünde als „Stachel des Todes“. Sünde wird hingegen überwunden, wo die Osterhoffnung solch identifikatorische Fixierungen des Menschseins hinter sich lässt.

P.S. Ich bin ein Fan von Augustins geschliffener Schreib- und Denkart. Die beliebten Verdikte über die Leib- und Sexualitätsfeindlichkeit seiner Erbsündenlehre werden in aller Regel nicht mit dem von Augustin selbst so genannten Triumph der Gnade verbunden, neben der die Sünde nicht bestehen kann. Weil aber eine Verteidigung des Kirchenvaters nur apologetisch ausfallen könnte, habe ich das Thema hier einmal ohne ihn aufzuzäumen versucht. ◀

# Keine Urkunden nachträglich fälschen

Warum das geplante Selbstbestimmungsgesetz sich selbst im Weg steht

JOHANNES FISCHER



Foto: dpa

Das geplante Selbstbestimmungsgesetz soll die häufige Tragik im Leben transgeschlechtlicher, intergeschlechtlicher und nichtbinärer Menschen lindern. Gleichzeitig schafft es gesellschaftliche und soziale Probleme. Eine Lösung könnte darin liegen, die Funktion des standesamtlichen Eintrags so festzulegen, dass er das soziale Geschlecht dokumentiert. Das hieße im Fall der betroffenen Gruppen nicht ein Geschlecht, sondern die geschlechtliche Selbstzuordnung zu benennen. So lautet der Vorschlag von Johannes Fischer, emeritierter Professor für theologische Ethik an der Universität Zürich.

Das von der Bundesregierung auf den Weg gebrachte Gesetz über die Selbstbestimmung in Bezug auf den Geschlechtseintrag spaltet die Geister. Die Beiträge zum Thema „Transsexualität“ in *zeitzeichen* 1/2024 vermitteln davon einen lebhaften Eindruck. Von seinen Befürworter:innen wird das Gesetz euphorisch begrüßt, von seinen Kritiker:innen ebenso entschieden abgelehnt. Medial wird die Debatte talkshowmäßig inszeniert, um das Publikum zu unterhalten. Nachdenkliche Zwischentöne sind kaum zu hören. Seit August letzten Jahres liegt das Gesetz im Entwurf vor. Es sieht vor, dass Menschen, deren Geschlechtsidentität von ihrem Geschlechtseintrag im Personenstandsregister abweicht, den Geschlechtseintrag im Sinne ihrer Geschlechtsidentität ändern können. Geplant ist, dass das Gesetz zum 1. November 2024 in Kraft tritt. Ob es dazu kommt, bleibt abzuwarten.

Die Kritik richtet sich einerseits gegen die praktischen Implikationen des Gesetzes.

So wenden sich Feministinnen dagegen, dass Männer mit Transidentität Frauen-toiletten und Frauenhäuser sollen aufsuchen können. Sie entzündet sich andererseits an der konkreten Ausgestaltung des Gesetzes. So sollen Personen, die beim Standesamt ihren Namen und Geschlechtseintrag ändern, verlangen können, dass amtliche Einträge mit dem früheren Namen und Geschlecht

*Eine gegen ihren Willen erfolgende Offenbarung ihres früheren Geschlechts soll bei Strafe verboten werden.*

gelöscht und frühere Urkunden und Zeugnisse mit dem geänderten Namen und Geschlecht neu ausgestellt werden. Eine gegen ihren Willen erfolgende Offenbarung ihres früheren Geschlechts soll bei Strafandrohung verboten werden. Aus Sicht der Kritiker\*innen gibt sich damit der Staat dazu her, in Bezug auf die Identität und Bio-

grafie von Menschen alternative Fakten zu schaffen, und zwar mittels gesetzlich angeordneter „nachträglicher Urkundenfälschung“, wie Christoph Türcke 2022 in der *FAZ* es ausgedrückt hat.

Die Befürworter:innen des geplanten Gesetzes berufen sich demgegenüber vor allem auf Artikel 2 Absatz 1 des Grundgesetzes, das heißt auf das Recht auf freie Entfaltung der Persönlichkeit. Gemäß der Rechtsprechung des Bundesverfassungsgerichts umfasst dieses Recht auch die geschlechtliche Identität. Einem transgeschlechtlichen Menschen, der sich dem weiblichen Geschlecht zuordnet, ist es in der Tat nicht zuzumuten, sich beim Standesamt als Mann eintragen zu müssen. Begreift man es als die Intention des geplanten Gesetzes, transgeschlechtlichen, intergeschlechtlichen und nichtbinären Menschen die gesellschaftliche Anerkennung und Achtung ihrer geschlechtlichen Identität zu ermöglichen, dann verdient das Gesetz in der Tat jede Unterstützung. Gegner:innen und Befürworter:innen des geplanten Gesetzes

und Nichtbinarität ist diese Kongruenz von natürlichem und sozialem Geschlecht bei vielen Menschen nicht mehr gegeben. Das bedeutet im Blick auf den standesamtlichen Eintrag, dass dessen Funktion nun definitiv so festgelegt werden muss, dass er nicht das natürliche, sondern das soziale Geschlecht dokumentiert, also dasjenige Geschlecht, das ein Mensch im Verhältnis zu seinen Mitmenschen hat. Denn darauf kommt es gesellschaftlich an.

Im Falle eines transgeschlechtlichen Menschen, der sich dem weiblichen Geschlecht zuordnet, besteht das soziale Geschlecht in dieser seiner Selbstzuordnung, das heißt in seiner geschlechtlichen Identität. Denn von seinen Mitmenschen wird er nicht als Frau erlebt, sondern als jemand, der sich selbst als Frau erlebt beziehungsweise dem weiblichen Geschlecht zuordnet. Für diese Selbstzuordnung ist ihm die Anerkennung und Achtung seiner Mitmenschen geschuldet in dem Sinne, dass sie ihn nicht auf sein natürliches Geschlecht festlegen, sondern ihm so begegnen, wie es seinem Selbstverständnis entspricht, und Dritten gegenüber in der weiblichen Form von ihm sprechen.

So begriffen, umfasst das soziale Geschlecht, für das Menschen die Anerkennung und Achtung ihrer Mitmenschen geschuldet ist, einerseits die Kategorien Mann und Frau und andererseits die Kategorien von Menschen mit transgeschlechtlicher, intergeschlechtlicher und nichtbinärer Geschlechtsidentität. Standesamtlich eingetragen werden muss nach dem Gesagten bei den drei letzten Gruppen nicht ein Geschlecht, sondern die geschlechtliche Selbstzuordnung. Denn in ihr besteht bei diesen Gruppen das soziale Geschlecht, also das Geschlecht, das sie für ihre Mitmenschen haben und für das ihnen Anerkennung und Achtung geschuldet ist.

### Alte Vorstellung

Wie gesagt sieht demgegenüber der vorliegende Gesetzentwurf vor, dass die genannten Gruppen sich beim Standesamt mit einem Geschlecht sollen eintragen können statt mit ihrer geschlechtlichen Selbstzuordnung. Damit erweist sich dieser Entwurf der alten, aus den Zeiten binärer Geschlechtszuordnung stammenden Vorstellung verhaftet, wonach der standesamtliche Eintrag das Geschlecht dokumentiert, das eine Person hat, und wonach mit diesem Eintrag dieses

Geschlecht sozial in Kraft gesetzt wird. Er ist so gesehen nicht fortschrittlich, sondern rückwärts orientiert.

Es ist diese Auffassung des standesamtlichen Eintrags, aus der die Probleme resultieren, an denen sich die Kritik an dem Gesetzentwurf entzündet. Ist doch völlig unklar, von welcher Art das eingetragene Geschlecht ist. Bei einem transgeschlechtlich orientierten Mann, der sich als Frau einträgt, ist dies weder sein biologisches noch sein soziales Geschlecht. Denn sozial, das heißt im Erleben seiner Mitmenschen, ist er keine Frau, sondern jemand, der sich selbst dem weiblichen Geschlecht zuordnet.

### Erleben der Mitmenschen

Auch die Vorstellung, mit dem standesamtlichen Eintrag würde das eingetragene Geschlecht sozial in Kraft gesetzt, geht ersichtlich fehl. Denn mit dem Eintrag ändert sich nichts im Erleben der Mitmenschen. Die Vorstellung, man könne sein soziales Geschlecht nach Maßgabe der eigenen geschlechtlichen Selbstzuordnung verändern, verkennt die Eigenart der sozialen Welt. Sie ist eine mit anderen geteilte Welt, über die nicht einseitig verfügt werden kann. So ist vorauszusehen, dass es im Fall des Inkrafttretens des geplanten Gesetzes permanent zu Widersprüchen kommt zwischen dem eingetragenen Geschlecht und dem sozialen Geschlecht. Das wird in dem vorliegenden Gesetzentwurf antizipiert. Deshalb die vorgesehenen Verheimlichungsmaßnahmen sowie das strafbewehrte Offenbarungsverbot im Blick auf eine anders geartete frühere Geschlechtszugehörigkeit. Weil dies völlig zu Recht Kritik auf sich zieht, steht der Gesetzentwurf sich damit selbst im Weg, nämlich im Hinblick auf die richtige und wichtige Intention, transgeschlechtlichen, intergeschlechtlichen und nichtbinären Menschen die rechtsverbindliche Anerkennung und Achtung ihrer Geschlechtsidentität zu sichern.

Wird demgegenüber die Funktion des standesamtlichen Eintrags so begriffen und festgelegt, dass er das soziale Geschlecht dokumentiert, im Fall der genannten Gruppen also nicht ein Geschlecht, sondern die geschlechtliche Selbstzuordnung, dann sind alle Probleme vom Tisch, an denen sich die Kritik entzündet. Es muss keine Verheimlichung von irgendetwas geben und keine Fälschung von Urkunden. Gewiss wird es immer Menschen geben, die ihr eigentliches

### *Biologische Männer mit Transidentität sind keine Frauen.*

haben also jeweils starke Gründe auf ihrer Seite. Wie lässt sich der Widerstreit der Argumente auflösen?

Der Schlüssel hierzu liegt beim Verständnis der Funktion des standesamtlichen Geschlechtseintrags. In früheren Zeiten, als es nur die binäre Geschlechtszuordnung männlich/weiblich gegeben hat, war im Blick auf den standesamtlichen Eintrag die Unterscheidung zwischen natürlichem und sozialem Geschlecht ohne Belang. Mit dem natürlichen Geschlecht wurden auch die sozialen Weichen gestellt, nämlich ob von einem Menschen als einem „er“ oder einer „sie“ zu sprechen war. Weil das soziale Geschlecht durch das natürliche vorgegeben war, trug man beim Standesamt Letzteres ein. Doch eigentlich ging es bei diesem Eintrag immer um das soziale Geschlecht, also um jenes, das ein Mensch im Verhältnis zu seinen Mitmenschen hat und für das diese ihm Anerkennung und Achtung schulden, sei es als Junge oder Mädchen, Mann oder Frau.

Mit der Erweiterung der Möglichkeiten der Geschlechtszugehörigkeit um Transgeschlechtlichkeit, Intergeschlechtlichkeit

soziales Geschlecht zum Beispiel in Gestalt einer Transgeschlechtlichkeit zu verheimlichen suchen. Doch gibt es keinen Grund, warum der Staat sich an dieser Verheimlichung beteiligen sollte.

Die vordergründige Attraktivität des vorliegenden Gesetzentwurfs liegt in einem uneinlösbaren Versprechen, das mit ihm gegeben wird, nämlich die Tragik aus der Welt zu schaffen, die darin liegt, dass ein Mensch sich selbst in einem anderen Geschlecht erlebt als dem, in welchem ihn seine Mitmenschen erleben. Mit dem standesamtlichen Eintrag dieses Geschlechts scheint er nun auch sozial das zu sein, als was er sich erlebt, also dieses Geschlecht auch für seine Mitmenschen zu haben. Das ist die Erwartung, die mit dem geplanten Gesetz geweckt wird. Doch ist dies, wie gesagt, eine Illusion, da der standesamtliche Eintrag am Erleben der Mitmenschen nichts ändert.

## Unter Vorbehalt

Was aber die vorgesehenen Verheimlichungsmaßnahmen betrifft, so muss man bedenken, dass auch dann, wenn aufgrund einer perfekten Geschlechtsumwandlung eine transgeschlechtliche Person von ihren Mitmenschen als attraktive Frau erlebt wird, diese Verheimlichung zwischen ihr und ihren Mitmenschen steht. Dabei ist es gar nicht ausgemacht, dass sie für diese weniger attraktiv wäre, wenn sie von ihrer Trans-Existenz wüssten. Jedenfalls ist hier mit gesellschaftlichen Entwicklungen zu rechnen, die heute noch gar nicht abzusehen sind.

Wie gesagt, berufen sich die Befürworter des Gesetzes auf das Recht auf freie Entfaltung der Persönlichkeit gemäß Artikel 2 Absatz 1 Grundgesetz GG. Doch darf nicht übersehen werden, dass dieses Recht unter dem Vorbehalt steht, dass durch seine Inanspruchnahme nicht die Rechte anderer verletzt werden dürfen. Genau dies geschieht, wenn der vorliegende Gesetzentwurf verbindliches Recht wird. Eine Person, die dem weiblichen Geschlecht zugehört, hat ein Recht darauf, als Frau anerkannt und geachtet zu werden. Das gilt auch für eine transgeschlechtliche Person, die laut standesamtlichem Eintrag dem weiblichen Geschlecht zugehört. Doch in ihrem Fall kollidiert dieses Recht mit dem Recht ihrer Mitmenschen, Personen so zu begegnen und sich ihnen gegenüber so zu verhalten, wie es ihrem sozialen Geschlecht entspricht.

Von niemandem kann verlangt werden, dass er eine Person, die für sein Erleben und gemäß geltenden sozialen Anerkennungsregeln keine Frau ist, als Frau anerkennt.

Dies betrifft die praktischen Konsequenzen des geplanten Gesetzes, an denen sich die Kritik von Feministinnen entzündet, nämlich die vorgesehene Möglichkeit, dass biologische Männer mit Transidentität Frauentoiletten und Frauenhäuser sollen aufsuchen können. Damit wird das Recht von Frauen verletzt, im Blick auf die

*Eigentlich ging es beim Eintrag immer um das soziale Geschlecht eines Menschen im Verhältnis zu seinen Mitmenschen.*

ihnen vorbehaltenen Intimitäts- und Rückzugsräume Menschen so zu begegnen und sie so zu behandeln, wie es deren sozialer Geschlechtszugehörigkeit entspricht, das heißt, sie von diesen Räumen auszuschließen, wenn sie keine Frauen sind. Biologische Männer mit Transidentität sind keine Frauen. All diese Probleme sind, wie gesagt, vom Tisch, wenn der standesamtliche Eintrag nicht ein Geschlecht, sondern die geschlechtliche Selbstzuordnung dokumentiert. In diesem Fall ist klar, dass Männer mit Transidentität keine Frauen sind und deshalb kein Recht haben, die Räume von Frauen zu benutzen.

Die alte, aus den Zeiten binärer Geschlechtszuordnung stammende Vorstellung, dass der standesamtliche Eintrag das Geschlecht dokumentiert, das ein Mensch hat, hat zu absurden Debatten geführt. Ist doch Voraussetzung dafür, dass ein Mensch ein bestimmtes Geschlecht haben kann, dass es dieses Geschlecht gibt. So hat das Bundesverfassungsgericht im Fall einer Person mit nichtbinärer Geschlechtsidentität entschieden, dass beim Standesamt die Möglichkeit des Eintrags eines weder männlichen noch weiblichen „dritten Geschlechts“ geschaffen werden muss. Das hat zu einer Debatte darüber geführt, ob es ein solches „drittes Geschlecht“ überhaupt gibt.

Dieser Streit erübrigt sich, wenn der standesamtliche Eintrag für die hier in Rede stehenden Personengruppen die geschlechtliche Identität dokumentiert. Festgehalten wird dann die Selbstzuordnung einer Person zu einem „dritten Geschlecht“, jedoch nicht ihre Zugehörigkeit zu diesem Geschlecht. Ob es dieses Ge-

schlecht gibt oder nicht gibt, kann daher offenbleiben. Es müssen dann keine Kontroversen mit Biolog:innen mehr ausgefochten werden, die im Sinne wissenschaftlicher Redlichkeit darauf insistieren, dass es nach den Erkenntnissen ihrer Disziplin nur zwei Geschlechter gibt, nämlich ein männliches und ein weibliches. Wer gegen die Zweigeschlechtlichkeit polemisiert, muss sagen, welche Geschlechtlichkeit er meint, ob die biologische oder die soziale. Im ersten Fall muss er biologisch argumentieren. Keinesfalls aber geht es an, aus der Tatsache, dass es bei der sozialen Geschlechtlichkeit mehr als zwei Kategorien gibt, zu folgern, dass es auch bei der biologischen mehr als zwei Kategorien geben muss. Denn bei der Transgeschlechtlichkeit, Intergeschlechtlichkeit und Nichtbinarität handelt es sich um keine Geschlechter, sondern um geschlechtliche Selbstzuordnungen.

Was schließlich die Frage nach theologischen Gründen und Argumenten betrifft, so muss man feststellen, dass es nicht die Theologie war, die die Debatte über Geschlechtsidentitäten angestoßen hat. Vielmehr ist es so, dass heute im Nachhinein eine gesellschaftliche Entwicklung mit theologischen Gründen und Argumenten religiös legitimiert wird, die von anderswoher angestoßen worden ist – siehe dazu etwa die theologischen Überlegungen von Ruth Heß in der Januar-Ausgabe von *zeitzeichen*. Auch die Kirche soll auf diese Weise mit ins Boot geholt werden.

## Gegen Lagermentalitäten

Im Blick auf diese gesellschaftliche Entwicklung muss man heute dankbar dafür sein, dass die alte Schöpfungsordnungstheologie, die noch zu den Studienzeiten des Verfassers an theologischen Fakultäten in Deutschland gelehrt wurde, mit ihren Verurteilungen von allem, was von der geschlechtlichen „Normalität“ abweicht, der Vergangenheit angehört. Die Theologie sollte allerdings aus dieser ihrer eigenen Geschichte gelernt haben, dass es gilt, sich in solchen Fragen einen freien und differenzierenden Blick auf die Dinge zu bewahren, der sich Lagermentalitäten verweigert. Sie sollte für die nachdenklichen Zwischentöne stehen, statt sich daran zu beteiligen, die Identitätspolitik gesellschaftlicher Gruppen zu unterstützen und auf diese Weise gesellschaftliche Polarisierungen noch zu befeuern. ◀

# Universaler Horizont

Marcel Freitag hat in seiner Doktorarbeit Paul Tillichs Ethik erforscht

Marcel Freitag fiel auf, dass in der Forschung die Ethik des Theologen Paul Tillich (1886–1965) „unterbelichtet“ geblieben war. Dies hat der 37-Jährige mit seiner Dissertation geändert. Er hat Aspekte entdeckt, die eine bleibende Bedeutung haben.

Ich bin in Bielefeld aufgewachsen. Und am dortigen Oberstufenkolleg wurde mein Interesse an der Theologie geweckt. Denn es bot evangelische Theologie als Studienfach an, was dem Leistungskurs Religion in der Oberstufe entsprach und wissenschaftlich ausgerichtet war. Theologie studierte ich in Bethel, Münster und Tübingen. Und weil mich Søren Kierkegaard sehr interessierte, verbrachte ich auch ein Studienjahr in Kopenhagen.

Meine erste Hausarbeit im Proseminar schrieb ich über Paul Tillichs Offenbarungsverständnis. So begann mein Interesse an der Systematischen Theologie und speziell an Tillichs Werk. Und in meiner Examensarbeit schloss sich sozusagen ein Kreis. Ich behandelte Tillichs frühe Rezeption von Kierkegaards Denken. Und das ermöglichte mir einen ersten vertieften Blick in Tillichs Frühwerk.

Nach dem Examen arbeitete ich als wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Evangelisch-Theologischen Fakultät Münster am Institut für Ethik und angrenzende Sozialwissenschaften. Ich war sowohl theologiegeschichtlich als auch systematisch-theologisch interessiert. Mir fiel auf, dass Paul Tillichs Werk gut erschlossen, aber seine Ethik unterbelichtet geblieben war.

Als Betreuer der Dissertation schlug mir Professor Arnulf von Scheliha vor, das ethische Interesse theologiegeschichtlich zu verfolgen und über Tillichs ethisches Denken zu schreiben. Bei der Erstellung meiner Dissertation fiel mir auf, wie wichtig in dem von mir untersuchten Zeitraum (und darüber hinaus) für Tillichs Ethik – und seine Theologie insgesamt – das ist, was er als „Rechtfertigungsprinzip“ bezeichnet. In der Rechtfertigung zeigt sich für Tillich die



Foto: Matthias Mausolf

„Anerkennung“ des Menschen durch Gott. Und dem Menschen, dem das bewusst wird, veranlasst sein Gewissen, jeden Mitmenschen als geliebtes Geschöpf anzuerkennen. Tillich geht damit über seine theologischen Vorläufer deutlich hinaus, indem er die Anerkennung als Praxis der Liebe versteht, die sich im konkreten Handeln der anderen Personen gegenüber äußert. Und diese Anerkennung geschieht für Tillich schon in den feinsten Formen menschlicher Interaktion und Kommunikation, in denen man dem Gegenüber zeigt, dass man sich auf ihn einlässt, indem man ihn anschaut und ihm zuhört in gegenseitiger Achtung und dem Blick für die Bedürfnisse der anderen.

Das Konzept der Anerkennung hielt Tillich trotz aller gesellschaftlichen und

geistesgeschichtlichen Umbrüche durch, die er zwischen 1906 und 1933 und danach erlebte. In der Weimarer Republik beschäftigte sich Tillich auch mit dem Recht. Er betonte, dass eine Gemeinschaft, auch der Staat, auf der gegenseitigen Anerkennung ihrer Bürger beruht. Dies ist für Tillich religiös im Rechtfertigungsprinzip begründet. Und ihm ist der Zusammenhang von Rechtfertigung und Gemeinschaft durchweg wichtig. Denn – betont Tillich – der Einzelne sei „nur in Christus, als Glied der Kirche“ gerechtfertigt. Daher richtet Tillich auf die christliche Ethik folgerichtig an der Gemeinschaft derer aus, die einander als Gerechtfertigte anerkennen. Zum anderen hat er mit seinem Verständnis der Rechtfertigung und ihrer ethischen Kon-



sequenz – der Anerkennung der anderen – immer auch eine universale Stoßrichtung in seinem Denken. Für Tillich gilt das, was er als Prinzip der Rechtfertigung bezeichnet, für alle in gleicher Weise und über den christlichen Horizont hinaus.

**Unter der Rubrik „Das Projekt“ berichten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in zeitzeichen über ihre Forschungsarbeiten.**

Aus der rechtfertigungstheologischen Bestimmung konkretisiert sich die Nächstenliebe als Anerkennung des Nächsten. Und das bedeutet: Nächsten- und Selbstliebe geschehen in einem gleichwertigen Verhältnis zwischen der einzelnen Person und ihrem jeweiligen Gegenüber. So kann Gemeinschaft nur gelingen, wenn das eigene Handeln altruistisch auf das Gegenüber ausgerichtet ist, aber die eigene Persönlichkeit dabei nicht aufgegeben wird. An diesem Punkt war Tillich seiner Zeit weit voraus. Denn die Vorstellung, dass Nächstenliebe nicht eine Aufgabe des Selbst bedeuten darf, ist erst in neuerer Zeit verstärkt ins Bewusstsein von Ethik und Praktischer Theologie getreten.

Die Kategorie von Anerkennung als praktischer Gestalt von Liebe behält in Tillichs Werk auch nach 1933 eine zentrale Bedeutung. Im Fragment „Religion und Weltpolitik“, das vermutlich 1938 entstand, stellt Tillich die Forderung nach der unbedingten Anerkennung des „Du“ als unhin-

tergebarter Voraussetzung moralischen Handelns auf. Und der moralische Anspruch des „Du“, als Du anerkannt zu werden, ist von keinen Bedingungen abhängig. Anerkennung beschreibt Tillich hier als „formales Kriterium“ für eine Gesellschaft, die auf Gerechtigkeit basiert. Wie ich in meiner Doktorarbeit zeigen konnte, steht mit Tillichs Denken des Ethischen der eigenständige Entwurf einer theologischen Ethik vor Augen, die eine immense Anschlussfähigkeit aufweist. Die Verknüpfung von Religion und Ethos lässt sich nicht im Vakuum und losgelöst von den weiteren Bezügen des Menschen als kreativem Geist darstellen. Evangelische Ethik kann von Tillich lernen, ihre Diskursfähigkeit nicht vom Festhalten fixer Formeln und Begriffe abhängig zu machen. Dieses selbstreflexive und ideologiekritische Moment hat Tillich in der kontextsensiblen Entfaltung seiner Ethik stetig mitbedacht. Er war dazu zum einen in der Lage, weil er die frühe Verknüpfung von Liebe und Anerkennung beständig mitführte und an den zugehörigen Grundannahmen festhielt. Und zum anderen konnte er auf der Grundlage seines Ethikansatzes den Blick für wechselnde Umstände und Einflüsse stets offenhalten.

An meiner Dissertation habe ich fünf Jahre gearbeitet. In der Auseinandersetzung

mit Tillich habe ich vor allem gelernt, theologische Ethik als Situationsethik zu verstehen, die sich zum einen immer wieder mit der jeweiligen Umwelt auseinandersetzen und sich an die veränderten Umstände ihrer kulturellen wie sozialen Situation anpassen muss. Zum anderen ist auch jede Handlung der einzelnen Person eine situative und jeweils neue Entscheidung, bei der nicht auf einen Regelkatalog zurückgegriffen werden kann. Die Forderung nach unbedingter Anerkennung des Gegenübers gibt für Tillich hier eine Orientierung, weil sie letztlich die Nächstenliebe praktisch zum Ausdruck bringt.

Im Vikariat ist mir klar geworden, dass ich nicht an der Universität, sondern als Pfarrer arbeiten möchte. Vor allem Seelsorge und die Kasualien sind mir in der kirchlichen Praxis wichtig geworden. Auch für die theologische Begründung dieser Praxis kann Tillichs Verständnis von Liebe und Anerkennung einen Beitrag leisten. ◀

Aufgezeichnet von Jürgen Wandel

#### LITERATUR

Marcel Freitag: *Paul Tillichs frühe Ethik. Von den Anfängen bis zum Religiösen Sozialismus (1906–1933)*. Verlag de Gruyter, Berlin 2023, 360 Seiten, Euro 99,95.

#### Für Sie reingeschaut

##### Christlich-jüdischer Dialog

Der Titel der Zeitschrift ist missverständlich. Denn mit „Israel“ ist nicht nur der gleichnamige Staat gemeint, sondern das Judentum insgesamt. Die Publikation, die den Untertitel „Theologische Dialogzeitschrift“ trägt, wurde von dem Heidelberger Alttestamentler Rolf Rendtorff (1925–2014) gegründet, der zu den führenden protestantischen Teilnehmern des christlich-jüdischen Dialogs in der Bundesrepublik gehörte. In der jüngsten Ausgabe erinnert Jutta Koslowski, die an einer Habilitation über „Kirche und Israel“ sitzt, an die drei jüdischen Theologen Shalom Ben-Chorin, David Flusser und Pinchas Lapide, die dazu beitrugen, Jesus in das Judentum heimzuholen. Und der emeritierte Neuendettelsauer Kirchenhistoriker Wolfgang Sommer holt den Dramaturgen Eugen Gürster (1895–1980) aus der Versenkung. Er erkannte schon vor 1933, dass Antisemitismus die Substanz des Christentums gefährdet.

**Weitere Infos:** [www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com/9514/kirche-und-israel](http://www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com/9514/kirche-und-israel)



## Glaube im Gesang

Vor genau 500 Jahren erschien das erste evangelische Gesangbuch. Deshalb ist 2024 ein Jubiläumsjahr, sogar mit einer Sondermarke der Deutschen Post. Das letzte Gesangbuch für alle deutschen Landeskirchen erschien Anfang der 1990er-Jahre, bald soll es wieder ein neues geben. Ein Schwerpunkt über das Gesangbuch und über geistliches Singen.

BRINJA BAUER

### Viele Epochen

Die Geschichte evangelischer Gesangbücher begann in der Reformation – ein Ende ist nicht absehbar.

Seite 28

KONRAD KLEK

### Neue alte Lieder

Lutherlieder sind alles andere als Schnee von gestern. Im Gegenteil: Sie wirken auch heute.

Seite 31

JOCHEN ARNOLD

### Neue neue Lieder

In unserem Jahrhundert sind tolle neue geistliche Lieder entstanden – jenseits aller bösen Klischeevorstellungen.

Seite 34





Foto: picture alliance/ZB

DANIEL HÖRSCH

## Juwel Kirchenmusik

Die neue Untersuchung zur Kirchenmitgliedschaft zeigt, wie wichtig Singen und Musik für die Kirche sind.

Seite 37

INTERVIEW

## Zu neuen Ufern

Gespräch mit der Oldenburger Kirchenmusikdirektorin Beate Besser über die komplexe Arbeit am neuen Gesangbuch.

Seite 40

# Mit Herz und Mund

1524 begann die Geschichte des Evangelischen Gesangbuchs

BRINJA BAUER

2024 ist für den geistlichen Gesang ein besonderes Jubiläum, denn vor genau 500 Jahren erschien der „Achtliederdruck“, ein Heft mit acht Liedern der frühen Wittenberger Reformationsbewegung, darunter vier von Martin Luther. Dieser Druck gilt als Prototyp des Evangelischen Gesangbuchs. Die Theologin Brinja Bauer hat zu diesem Thema geforscht und skizziert, was auf diesem Feld bislang geschah.

Ich habe den Plan, nach dem Beispiel der Propheten und der alten Väter der Kirche deutsche Psalmen für das Volk zu schaffen, das heißt, geistliche Lieder, damit das Wort Gottes auch durch den Gesang unter den Leuten bleibt.“ So schrieb Martin Luther in einem Brief zum Jahreswechsel 1523/24 an Georg Spalatin, den Sekretär des Kurfürsten Friedrich der Weise. Ausführlich erläuterte Luther, welche Psalmen er für geeignet erachtet und welche sprachlichen Anforderungen er an die deutschen Lieder stellt: keine höfischen Ausdrücke, sondern einfache und gebräuchliche, reine und passende Worte.

Dieser Brief kann als Geburtsstunde des evangelischen Gesangbuchs bezeichnet werden, denn auch wenn weder Spalatin noch andere Personen, die Luther in seinem Brief für geeignete Lieddichter hielt, Texte an ihn schickten, so erschienen 1524 bereits die ersten Drucke mit deutschen evangelischen Liedern. Zunächst waren es Einblattdrucke, doch ein Nürnberger Drucker begann noch im selben Jahr, die neuen Lieder zu sammeln und sie im so genannten „Achtliederbuch“ zu veröffentlichen. Dieser Druck gilt als das erste evangelische Gesangbuch. An vorderster Stelle findet sich Luthers Lied „Nun freut euch, lieben Christen g'mein“, das seither in nahezu jedem evangelischen Gesangbuch zu finden ist: gegenwärtig Nr. 341 im „Evangelischen Gesangbuch“.

In christlichen Gemeinden wurde von Anfang an gesungen. Sie sangen die Psalmen ihrer Heiligen Schrift, des Alten Testaments und bald auch neue Gesänge, zu deren Vortrag im Neuen Testament aufgefordert wird. Im Laufe der Jahrhunderte entstanden zahlreiche liturgische Gesänge, Hymnen und Lieder für den

gottesdienstlichen Gebrauch, von Bischöfen und Priestern, Mönchen und Nonnen und auch von so genannten Laien. Doch erst im Zuge der Reformation im 16. Jahrhundert wurde der Gesang zu einem unverzichtbaren Teil der Verkündigung im Gottesdienst und des christlichen Lebens. Bereits 1501 publizierten die Böhmisches Brüder, die sich auf den Vorreformer Johannes Hus († 1415) berufen, einen Gesangbuchdruck in tschechischer Sprache, der als das älteste „evangelische“ Gesangbuch in Europa bezeichnet werden kann. Eine erste deutschsprachige Ausgabe des Gesangbuchs der Böhmisches Brüder erschien 1531 und entfaltete bald eine breite Wirkung in der frühen Liederkultur der Reformation.

Generell wuchs die Gesangbuchproduktion erstaunlich rasch; vor allem in den großen Städten der Reformation, wie Leipzig, Nürnberg, Wittenberg und Straßburg, entstand seit der Mitte der 1520er-Jahre eine Fülle an evangelischen Gesangbüchern. Parallel dazu entwickelte sich mit dem Genfer Psalter seit 1562 eine eigene Liedtradition des reformierten Protestantismus.

## Meist auswendig gesungen

Diese ersten Gesangbücher waren Unternehmen von Buchdruckern und -händlern und stark an einzelne Städte und Territorien gebunden. Erst im Laufe der Jahrhunderte übernahmen Obrigkeiten und geistliche Größen die Verantwortung für Gesangbücher und seit dem 19. Jahrhundert eigens für diesen Zweck gebildete Kommissionen. Die Mehrzahl der frühen Gesangbücher enthielt nur die Texte, doch es gab von Anfang an auch mit ein- oder mehrstimmigen Notensätzen gestaltete Ausgaben. Diese wurden vornehmlich in den Schulen zur musikalischen (und theologischen) Bildung eingesetzt. Durch die schulische Bildung und kirchliche Sozialisation und nicht zuletzt die geringe Anzahl derer, die des Lesens mächtig waren, konnten die Gläubigen damals die Lieder im Gottesdienst auswendig mitsingen. Gesangbücher besaßen lange Zeit nur die wohlhabenden Familien; erst für das ausgehende 18. Jahrhundert kann davon ausgegangen werden, dass auch gemeine Gläubige Gesangbücher erwerben.

Foto: Entwurf und  
Grafik: Luzia Hein, Hamburg





Während des 17. Jahrhunderts wuchs die Gesangbuchlandschaft zu einem wilden Garten heran. Es entstanden unüberschaubare Mengen neuer Lieder und Gesangbücher mit teilweise floralen Titeln wie „Geistlicher Lieder Blumenstraus“ (Nürnberg 1685), „Himmlisches Lust-Gärtlein“ (Grimma/Greifswald 1661) oder „Wohlrriechende Lebensfrüchte“ (Königsberg 1648). Krieg, Pest und Hungersnöte bestimmten das Leben der meisten Menschen – aus diesen Leiden heraus entstanden zum einen Lieder, die von einer trotzigen Fröhlichkeit zeugen (das wohl bekannteste: „Geh' aus, mein Herz, und suche Freud“ von Paul Gerhardt), und zum anderen Gesänge, die die permanente Gegenwart des Todes besangen (zum Beispiel „Ach wie flüchtig, ach wie nichtig“ von Michael Franck). In den Gesangbüchern spiegelten sich die Lebensumstände in neuen Rubriken wie „In theurer Zeit und Hungersnoth“ oder „Von Pestilenz und Sterbens-Läufften“ wider. Statt allgemeiner Glaubensinhalte fanden vermehrt individuelle Empfindungen und Fragen nach dem eigenen Leben und Sterben Einzug in die Lieder. Gesangbücher dienten zunehmend dazu, sich von anderen Konfessionen und Obrigkeiten abzugrenzen und Einheit unter den hiesigen Gläubigen zu stiften. Zudem wurden immer mehr private Gesangbücher für besondere Zielgruppen publiziert, wie das „Geistliche[s] Weiber-Aqua-Vit“, in dem Gräfin Ämilie Juliane von Schwarzburg-Rudolstadt Lieder für die Sorgen und Nöte von Christinnen in ihrer Zeit publizierte.

Im 18. Jahrhundert dominierten zwei gegensätzliche Geistesströmungen die Theologie und somit auch die Gesangbuchlandschaft: der Pietismus und die Aufklärung. Bereits im 17. Jahrhundert entstanden zahlreiche Gesangbücher aus pietistischen Gemeinden heraus, die ihrer Frömmigkeit in bunten Sprachbildern und kunstvollen Melodien Ausdruck verliehen. Im folgenden Jahrhundert etablierten sich ihre Gesangbücher zu festen überregionalen Größen. Das wohl bekannteste Beispiel ist die „Praxis Pietatis Melica“, die unter diesem Titel erstmals 1647 erschien und bis 1736 insgesamt 45 mal neu aufgelegt wurde. Vor allem durch die erstmalige Veröf-

fentlichung der Lieder Paul Gerhardts – teilweise mit den bis heute gebräuchlichen Melodien – nahm dieses Gesangbuch in besonderem Maße Einfluss auf die Gesangbuchproduktion im gesamten deutschsprachigen Raum. Auch andere Gesangbücher aus dem pietistischen Umfeld wie das „Freylinghausen'sche“ (Halle 1704) und das „Porst'sche“ (Berlin 1709), beide vom Volksmund nach ihren Herausgebern benannt, erwiesen sich als besonders langlebig und einflussreich.

### Als veraltet wahrgenommen

Auf der anderen Seite gab es im 18. Jahrhundert die Tendenz, Gesangbücher im Sinne der aufgeklärten Theologie zu konzipieren. Statt wie bisher wurden die Lieder nicht mehr nach dem Kirchenjahr oder dem Aufbau des Katechismus angeordnet, sondern in Glaubens- und Sittenlieder unterteilt. Die Sprache der altbekannten Lieder wurde als veraltet wahrgenommen und die verwendeten Metaphern als zu kompliziert. Die theologischen Inhalte sollten leicht verständlich und die Melodien eingängig sein, um nicht von den Glaubensaussagen abzulenken. Zu diesem Zweck wurden altbekannte Lieder rigoros umgedichtet; so wurde aus Gerhardts Passionslied „Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld“ kurzerhand „Ein Lamm geht hin und trägt die Schuld“. Die Theologie sollte ernst genommen und seriös gelehrt werden – Verniedlichungen und naive Glaubensvorstellungen mussten weichen. Bekannte Dichter

### *Im 19. Jahrhundert wuchs im Blick auf das Gesangbuch der Wunsch nach Einfachheit und Einheitlichkeit.*

wie Christian Fürchtegott Gellert und Friedrich Gottlieb Klopstock schufen Lieder, die den christlichen Glauben gemessen am Maßstab der Vernunft in schlichter und dennoch ästhetischer Form vermittelten und bis heute im Gesangbuch zu finden sind (zum Beispiel Gellerts Weihnachtslied „Dies ist der Tag, den Gott gemacht“).

Im Laufe des 19. Jahrhunderts kehrten die Lieder und Gesangbücher wieder zu ihren Wurzeln zurück. Die ausufernde Gesangbuchlandschaft wurde zur „Gesangbuchsnoth“, erklärt, in der die Lieder bis zur Unkenntlichkeit verändert und Gesangbücher immer umfangreicher wurden. Der Wunsch nach Einfachheit und Einheitlichkeit wuchs. Vermehrt kehrte man zu den ursprünglichen Texten Luthers und Gerhardts zurück und entfernte einen Großteil der im vorigen Jahrhundert so beliebten „Lehrlieder“. Stattdessen hielten Lieder von Matthias Claudius und Erweckungstheologen wie Philipp Spitta Einzug, die bewusst an alte Sprachmotive und Formen anknüpften. 1852 tagte in Eisenach die erste „Deutsche Evangelische Kirchenkonferenz“, die zwei Jahre später ein „Deutsches Evangelisches Kirchengesangbuch in 150 Kernliedern“ herausgab, das fortan überregional einen gemeinsam Liedbestand sichern sollte. Doch bis zur tatsächlichen Einführung eines evangelischen Einheitsgesangbuch sollte es noch etliche Jahrzehnte dauern.



Anlässlich des Gesangbuchjubiläums wurde in diesem Jahr diese 100-Cent-Sondermarke herausgegeben.

Erst das 20. Jahrhundert förderte – auf Umwegen – ein gemeinsames Gesangbuch und schließlich das Evangelische Gesangbuch (EG) in seiner gegenwärtigen Form zutage. 1915 erschien nach langen Vorbereitungen ein „Deutsches Evangelisches Gesangbuch für die Schutzgebiete und das Ausland“ (DEG) mit insgesamt 342 Liedern, dessen Einführung sich aufgrund des Krieges in einzelnen Landeskirchen stark verzögerte. In den Jahren des Nationalsozialismus entstanden neue vermeintlich evangelische Gesangbücher, die jedoch nicht christliche Werte, sondern vornehmlich perverse völkische Ideale vermittelten. Kurz nach Kriegsende wurden erste Stimmen laut, die ein völlig neues Gesangbuch forderten, das die Irrungen und Fehlentscheidungen der vergangenen Jahre vergessen machen sollte.

### Konsequente Streichung

Aus diesem Bestreben heraus erschien 1950 das Evangelische Kirchengesangbuch (EKG), das sich an dem Liedbestand des DEG orientierte und 394 Lieder, vor allem aus dem 16. und 17. Jahrhundert, enthielt. Durch die konsequente Streichung „geistlicher Volkslieder“ fehlten den Gläubigen jedoch zunehmend lieb-gewonnene Lieder wie „Tochter Zion“, „So nimm denn meine Hände“ oder „Wir pflügen und wir streuen“. So wurde 1979 mit den Arbeiten am neuen „Evangelischen Gesangbuch“ (EG) begonnen, das am 1. Advent 1993 eingeführt wurde. Neben den 535 Liedern im Stammteil wurden zahlreiche Gebete, Gottesdienstordnungen, Katechismen, Bekenntnisse, Psalmen sowie liederkundliche Erläuterungen aufgenommen. Daneben erschien in den

*Seit der Reformation sind schätzungsweise 100 000 geistliche Lieder in deutscher Sprache entstanden.*

vergangenen Jahren eine ganze Reihe an (regionalen) Beiheften, durch die neue Lieder mit frischen Melodien und zeitgemäßer Sprache in den Gemeinden Verbreitung finden. Besondere Beliebtheit erfahren die Liederbücher für die Kirchentage sowie die 2017 ins Leben gerufenen „Monatslieder“ des Fachbereichs Populärmusik der Nordkirche.

Seit der Reformation sind schätzungsweise 100 000 geistliche Lieder in deutscher Sprache entstanden, von denen etwa 30 000 Einzug in die Gesangbücher der vergangenen Jahrhunderte hielten. Im Gesangbucharchiv in Mainz befinden sich derzeit

circa 7 800 vornehmlich deutschsprachige Gesangbücher vom 16. Jahrhundert bis in die Gegenwart – und dies sind gewiss nicht alle. Durch die vielen privaten Sammlungen und verschiedenen Auflagen einzelner Gesangbücher ist die genaue Erfassung aller (deutschsprachigen) Gesangbücher schier unmöglich.

Wenn in den nächsten Jahren ein neues Gesangbuch erscheint (siehe auch Seite 40), wird der fünfhundertjährigen Gesangbuchgeschichte ein weiteres Kapitel hinzugefügt werden. Dabei scheint der Balanceakt zwischen Tradition und Innovation schwieriger denn je. Erstmals wird das Digitale eine elementare Rolle spielen; einige sehen darin die große Chance, Fülle und Vielfalt geistlicher Lieder weiter zu vergrößern, andere fürchten um ihre vertrauten Melodien und das haptische Erlebnis des Blätterns in bekannten Texten.

Eine weitere Schwierigkeit besteht in der zunehmenden kirchlichen Entfremdung. Mit der Säkularisierung, gesellschaftlichem Pluralismus und dem Wunsch nach Individualität geht ein Schwund von kollektivem Musikgut und bekannter Melodien einher. Pastorinnen und Kantoren stehen heute vor der immer größer werdenden Herausforderung, die Gemeinden zum gemeinschaftlichen fröhlichen Singen zu bringen.

### Durch Irrungen und Wirrungen getragen

Keine leichte Aufgabe also. Doch das neue Gesangbuch kann sich den Herausforderungen mutig stellen und muss sie nicht fürchten! Ein Blick auf die Geschichte zeigt, dass das evangelische Gesangbuch seit jeher beständig im Wandel ist. Unter der Sonne nichts Neues und zugleich viel Neuartiges. Die Frage nach dem richtigen Verhältnis von Altbewährtem und Neuschöpfungen stand schon immer im Raum und musste stets aufs Neue beantwortet werden. Durch alle Irrungen und Wirrungen der Jahrhunderte haben die Texte und Melodien das evangelische Gesangbuch getragen – darauf kann auch weiterhin vertraut werden. Denn was von Anbeginn an einte, trennte und doch wieder zusammenführte, war der eigentliche Zweck und Gewinn des Gesangbuches: Gott mit Herz und Mund zu singen. ▽

*Die Autorin hat zusammen mit Johannes Schilling das Buch „Singet dem Herrn ein neues Lied – 500 Jahre Evangelisches Gesangbuch“ geschrieben, das bei der Evangelischen Verlagsanstalt Leipzig erschienen ist (siehe Rezension Seite 62).*



Foto: epd

# 500 Jahre immer jung

Ein Plädoyer für die angeblich „alten Lieder“ im Gesangbuch

KONRAD KLEK

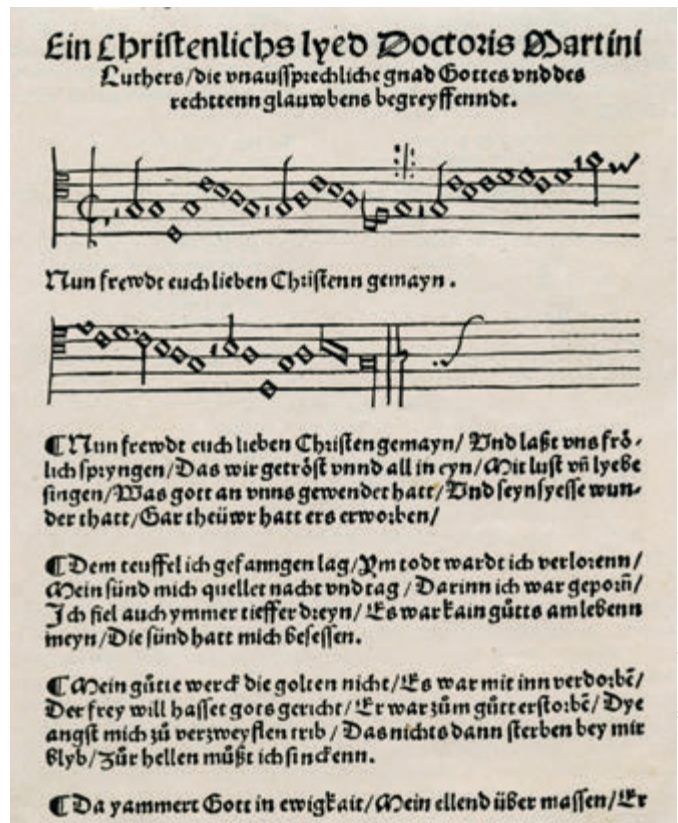
Die als Choräle bezeichneten christlichen Lieder sind teilweise Jahrhunderte alt und gelten allein deshalb vielen als rückständig und von gestern. Aber warum? Konrad Klek, Theologieprofessor und Universitätsmusikdirektor in Erlangen, zeigt ihr bleibend aktuelles, lebendiges Potenzial auf – auch und besonders im Bezug auf die Lieder des Reformators Martin Luther.

Was soll ich 500 Jahre alte Lieder singen?“ So oder ähnlich sind Einwände zu vernehmen gegen eine Retro-Perspektive beim Gesangbuchjubiläum. Singen ist doch eine der unmittelbarsten Ausdruckshandlungen der Menschen, wo das Ich sich so äußert, wie ihm jetzt zumute ist! Können 500 Jahre alte Lieder da dienlich sein? Ist nicht Kennzeichen des Singens im Gefolge der Reformation gerade dies, dass es in immer wieder neu geschaffenen Liedern authentisch bleibt gegenüber bloßem Traditionalismus? „Ein neues Lied wir heben an“ beginnt ja signifikant Luthers allererstes Lied.

Diese „Headline“ von Luthers Erstling verdankt sich allerdings nicht dem Bibelwortbezug zu Psalm 96 oder 98, sondern ist typisches Kennzeichen eines „Zeitungsliedes“, womit fahrende Sänger „News“ verbreiten und ihr Brot verdienen. Luther wählt im Sommer 1523 dieses Medium, um die Nachrichtenlage zum Märtyrertod zweier Augustinermönche in Brüssel publizistisch zu beeinflussen. Der Tod der standhaften Glaubenszeugen auf dem Scheiterhaufen am 1. Juli 1523 darf für die Sache des Wortes Gottes nicht als Niederlage erscheinen, sondern soll in der Öffentlichkeit als das Gegenteil herausgestellt werden. Luther schafft in Liedform eine „Märtyrerlegende“, damit deren Zeugnis für die Alleingültigkeit von Gottes Wort „an allem Ort“ im Singen „aller“ weiterverbreitet werden kann: „Die er im Leben durch den Mord / zu schweigen hat gezwungen, die muss er tot an allem Ort / mit aller Stimm und Zungen / gar fröhlich lassen singen.“ So formuliert Luther die Pointe der Geschichte.

## Keineswegs verstaubt

Dieses 500 Jahre alte Luther-Lied singt heute niemand mehr. Das liegt schlicht daran, dass „Zeitungslieder“ schnell veralten wie die sprichwörtliche Zeitung von gestern. Auch in evangelischen Gesangbüchern hat sich das Lied nicht lange gehalten. Wohl aber Luthers mutmaßlich zweites Lied, sein erstes wirklich „geistliches Lied“, heute unter Nummer 341 im Evangelischen Gesangbuch (EG) zu finden als Startnummer der Rubrik „Rechtfertigung und Zuversicht“: „Nun freut euch, lieben Christen g'mein / und lasst uns fröhlich springen, dass wir getrost und all in ein / mit Lust und Liebe singen.“ – „Fröhlich“ und „singen“ sind Stichwortanschlüsse an das Märtyrerlied. Ist bei diesem Liedeinstieg außer der Wendung „g'mein“ irgendetwas verstaubt oder abgestanden? Selbst „all in ein“



Holzschnitt von „Nun freut euch, lieben Christen g'mein“ von Martin Luther aus „Etlich christlich liden, Lobgesang und Psalm. Nürnberg (Jobst Gutknecht), 1524“.

gibt es – allerdings mit Sinnverschiebung – heute in Produktwerbung als „All-in-One“. Ein vollmundiger Appell zum fröhlichen gemeinsamen Singen ist das – „mit Lust und Liebe“ macht den Spaßfaktor explizit, und sogar die Dimension des Körperlichen ist aufgerufen: „Springen“ reimt sich auf „Singen“, steht sogar an erster Stelle. Damit das Lied als „Song“ stimmig ist, hat Luther selber eine zum Text passende Melodie kreiert mit doppeltem Quart-Sprung am Anfang, was nach gängigen Melodiebildungsregeln gar nicht geht.

Auch dieses Lied erzählt eine „Story“, die von Gottes Ratsschluss zur Erlösung der Menschheit im Heilswerk seines Sohnes, konfrontiert mit der „Story“ des Menschen, der sich in Sünde verstrickt hat und keinen Ausweg mehr findet: „zur Höllen musst ich sinken“ (Schluss Strophe 3). Paulus hat das genauso als Ich-Story formuliert in Römer 7. „Ein hübsch evangelisch Gesang“ sei das, meint das Erfurter Gesangbuch von 1524 in der Titulatur zu diesem Lied, das es an Position 2 bringt nach dem Beichtspiegel von Luthers Zehn-Gebote-Lied. Diese Story veraltet nie. Sie beginnt ja schon vor dem Start aller vergänglichen Zeit: „Da jammert Gott

in Ewigkeit / mein Elend übermaßen“ (Str. 4). Gleichwohl ist es als Geschichte zu erzählen, singend zu vergegenwärtigen, wie das kirchliche Leben im Kirchenjahr immer wieder neu dieselben Storys aus Gottes Heilsgeschichte mit der Menschheit erzählt.

Im Wochenliedplan war dieses Luther-Lied bis zur kürzlichen Revision dem Sonntag Kantate zugeordnet, jetzt ist es da herausgeflogen zugunsten von Paul Gerhards „Du, meine Seele, singe“ (EG 302), dem ein „Neues Lied“ an die Seite gestellt wurde: das aus Brasilien stammende „Ich sing dir mein Lied“, 1994 ins Deutsche übertragen. Aus dem Gegenüber nur der Liedanfänge könnte man diagnostizieren: Während die „klassische“ Hymnologie des 20. Jahrhunderts die „Wir-Lieder“ der Reformationsepoche zum Leitmaßstab kirchlichen Singens erhoben hatte und die „Ich-Lieder“ seit dem 17. Jahrhundert zurückdrängen wollte – mit Ausnahme von Paul Gerhardt –, hat sich der Wind jetzt um 180 Grad gedreht: „Ich singe“ ist Dreh- und Angelpunkt.

### Nicht massengesangstauglich

Allerdings hat die Schwarz-Weiß-Schablone „Ich-Lied“ gegen „Wir-Lied“ so noch nie gestimmt. In Luthers Lied sind Strophe 2 bis 10 „Ich“-Strophen, aber in Strophe 1 ruft er dezidiert das „all in ein“-Singen auf (vergleiche Römer 15,6: „... damit ihr einmütig mit einem Munde Gott lobt, den Vater unseres Herrn Jesus Christus“), denn Gottes Heilsgeschichte gilt allen, „uns“, und seine Erlösungsgeschichte führt uns alle, die wir als „Ich“ in Sünde gefangene, verkrümmte und verkümmerte Menschen sind (Strophe 2), in die Gemeinschaft der Erlösten, der „fröhlichen Christen g'mein“, die dieser Freude eben im gemeinsamen Singen Ausdruck geben.

Luthers 500 Jahre alte Lieder haben oft einen strategischen Fehler: Ihre Melodien sind nicht gerade massengesangstauglich. Die kurzen, impulsiven Auftakte von „Nun freuet euch, lieben Christen g'mein“, ein Kennzeichen vieler Wittenberger Lieder dieser Zeit, lassen sich bei zahlreichen Mitsingenden kaum koordinieren, noch schwerer mit Orgelbegleitung. Im musikalischen Habitus ist das ein Vortraglied. Anders als die Straßburger Reformatoren, die von Anfang an genuine Gemeindegangmelodien schufen – fortgeführt im so erfolgreichen Genfer Psalter der Reformierten, hat Luther agiert wie ein Liedermacher seiner Zeit. Er trägt seine Songs vor, gerne mit Laute (heute: Gitarre) begleitet, und erzählt so Storys, und im geistlichen Bereich ist das dann Verkündigung. Selbst wenn Luther mittelalterliche Gesänge zum Ausgangspunkt seiner Lieddichtung nimmt wie beim Weihnachtslied „Gelobet seist du, Jesu Christ“ (EG 23), trägt er die impulsiven kurzen Auftakte ein: „Des freuet sich der Christen Schar“ ist für ihn nur mit so einem Push-Akzent stimmig.

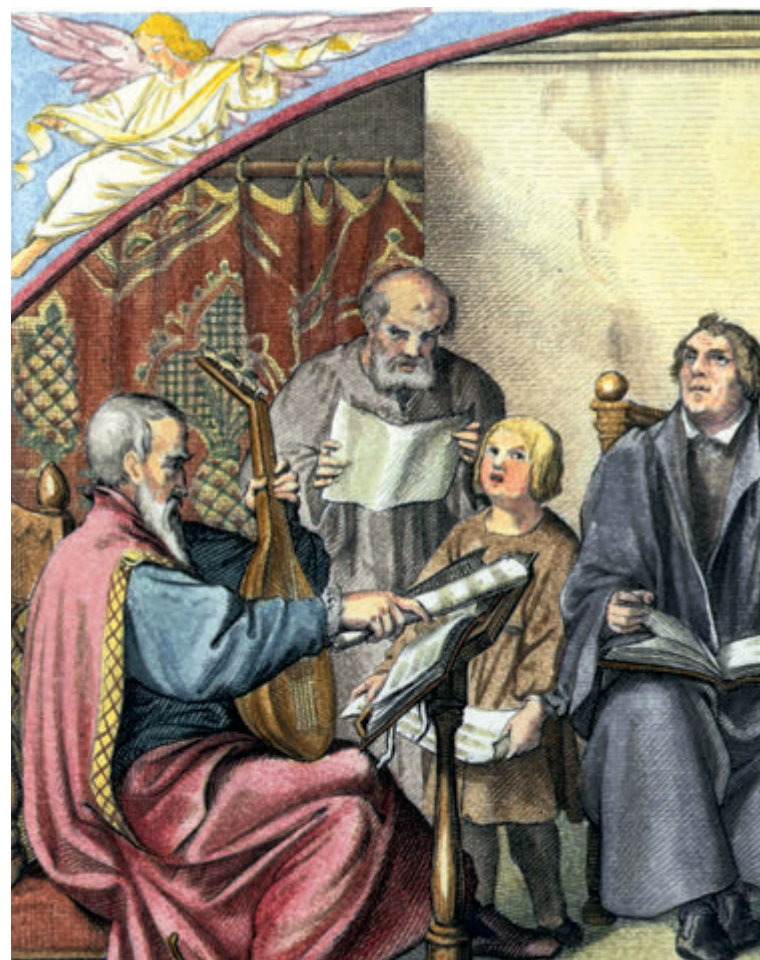
Macht genau dies Luthers Songs nicht musikalisch modern? In den meisten Bereichen der modernen geistlichen Liedkultur sieht doch die Performance so aus, dass (mikroverstärkte) Solosänger(innen) mit Band agieren und dabei in Rhythmen singen, die alles andere als gemeindetauglich sind. Wer mag und kann im Auditorium, kann mitsingen. Aktive Teilnahme geschieht aber auch durch Mitklatschen, Mitschnipsen oder einfach Mitwippen. Die Corona-Zeit mit ihren Restriktionen beim Gemeindegang

*Kolorierte Radierung Gustav König (1847):  
„Luther's Cantorei im Hause. Einführung des deutschen  
Kirchenlieds und Kirchengesangs.“*

brachte mancherorts eine starke Erfahrung mit Lutherliedern: Wenn da nur eine(r) singt, gut deklamiert, jede Strophe profiliert, kommt das Lied für die Zuhörenden ganz neu zur Geltung, bewegt als Sprachereignis im besten Sinn des Wortes.

Ein Grund für die vermeintliche Abständigkeit dieser alten Lieder ist deren Mutation zum „Choral“. Waren es zunächst Songs, die man sang, wo und wie es Spaß macht, zum Beispiel die Handwerker auf ihren Stuben, wurden sie alsbald auch zur Unterweisung in den Schulen eingesetzt und dann von Schülerchören im Gottesdienst einstimmig oder auch im komplexen Chorsatz VOR-gesungen. Erst am Ende des 16. Jahrhunderts kam man auf die Idee der einfachen vierstimmigen Liedsätze und der Melodie im Sopran, damit Chor und Gemeinde zusammen agieren können. Dieser so genannte „Kantionalsatz“ wurde zum Vorbild für die Orgelbegleitung, die sich im Laufe des 17. Jahrhunderts dort einbürgerte, wo eine Orgel zu finden war. Damit einher ging die rhythmische Egalisierung und eine drastische Verlangsamung des Singtempos.

Am Ende des 18. Jahrhunderts stritt man schließlich darüber, ob jede Note zwei oder vier Sekunden lang gehalten werden sollte. Und die „Choralbücher“ setzten Zwischenspiele zwischen jede Liedzeile, damit die Gemeindeglieder sich stimmlich vom gemeinsamen Brüllen erholen konnten. Als „Choral“ wuchs dem geistlichen Lied eine Art Nimbus des Erhabenen und darin dezidiert nicht (weltlich) Musikalischen zu. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts wurde für die Rückkehr zum Liedhaften gekämpft, aber erst die Singbewegung des 20. Jahrhunderts schaffte den Durchbruch mit der allgemeinen Rückkehr zum rhythmisch differenzierten Singen. Der theologischen Lutherrenaissance korrelierte eine musikalische Rückwendung zum 16. Jahrhundert, gerade im Kontext von Jugend- und Singbewegung. Lutherlieder waren namentlich für (gewisse) junge Leute cool, ebenso wie alte deutsche Volkslieder, und so kamen sie zuhauf ins Evangelische Kirchengesangbuch





von 1950 ff. Den „Choral“ wurde die Kirche dabei aber nicht los, denn die „Choralbücher“ auf den Orgelbänken sanktionierten den „Kantionalsatz“ als möglichst ausdrucksloses musikalisches Gebilde; die Liedmelodie, wenn nun auch rhythmisch differenziert, blieb in den „Choralvorspielen“ als „cantus firmus“ eine hehre unangreifbare Gestalt, und im durchgängigen Legatospiel, welches das Rhythmische wieder entwertet, sollte sich das Choralspiel der Orgel präsentieren als gleichsam nicht von dieser Welt. Nun denn: Mit dem heute legendären „Danke“ 1961 (EG 334) begann die Geschichte des „Neuen (geistlichen) Liedes“ gegen den für alt erklärten „Choral“.

## Fixierung auf bestimmte Sprache

In solchen Frontstellungen gerät das „Alte“ unter Rechtfertigungszwang, was die Hüter der reinen Lehre zu dogmatischen Fixierungen und Verbotsschildern gegenüber allem „Neuen“ provoziert, wie sie dem Phänomen Lied unangemessen sind. So hat die Wittenberger Fakultät in einem berühmten Gutachten 1714 die neuen Lieder des Pietismus in Bausch und Bogen verdammt. Dabei haben pietistische Gesangbücher das alte Liedgut, von Luther angefangen, selbstverständlich weiter tradiert. Das waren für sie keine „alten Lieder“, sondern ebenso „geistreiche“ wie ihre eigenen neuen.

Einige Jahrzehnte davor gab es entschiedene Vorbehalte gegen diejenigen neuen Lieder, die im modernen Sprachgewand gemäß der Opitzschen Sprachreform von 1624 daherkommen, verbunden mit Melodien im modernen Taktschema und Dur-/Moll-Tonalität. Nur Paul Gerhardt wollte man gelten lassen – ohne Angabe von Gründen. Luther selber hatte durch Kanonisierung seiner eigenen Lieder vom Wittenberger Gesangbuch 1529 an der dogmatischen Fixierung auf eine bestimmte Sprache, Inhaltlichkeit und Melodik Vorschub geleistet. Den Geistern, die er rief durch seinen Im-

puls zum Liedermachen, stand er selber jedenfalls sehr skeptisch gegenüber.

Sprachlich wie musikalisch ist uns das Lied des Reformationsjahrhunderts stilistisch tatsächlich fremd. Das ist „strange“, wie man heute sagt, aber darin doch gerade wieder interessant – abgesehen von theologischen Erwägungen zu hier prominent vertretenen Topoi wie Sünde und Gnade, *extra nos* des Glaubens, die reformatorischen „Sola“-Bestimmungen, wozu in heutigen Liedern eher Fehlansätze zu konstatieren ist. Beim Stuttgarter Kirchenmusikfest zum Jubiläumsjahr 2017 gab es eine besonders „strange“ Veranstaltung: Der landeskirchliche Pfarrer für Hymnologie und Kirchenmusik, Bernhard Leube, machte in exakt eineinhalb Stunden einen Durchgang durch alle Lutherlieder – das sind mehr als 30. Jedes Lied wurde kurz vorgestellt und mit mindestens einer Strophe angesungen. Der technische Aufwand war NULL, kein einziges Instrument war vonnöten, da nur vor- und mitgesungen wurde – insofern auch eine absolut klimaneutrale Veranstaltung! Luthers Lieder brauchen als Musik keinen Sound, keinen wie auch immer erzeugten Beat, auch keinen Choralbuchsatz. Sie sind als Sprachgeschehen überzeugend bis überwältigend, wenn sie rein „choraliter“ gesungen werden, wie das in der Fachwissenschaft eigentlich heißt: nach der Art des gregorianischen Chorals. 2024 zum 500-Jahr-Jubiläum könnte man, wenn nicht „an allen Orten“, so doch wenigstens an einigen, das erneut testen.

Die schon benannte deutsche Sprachreform des Martin Opitz von 1624 ermöglichte mit klaren Regeln, dass Dichten zur allgemein zugänglichen Sprachform wurde. Seither wird gerade im geistlichen Bereich gedichtet (und gedruckt), was das Zeug hält. Dichter kümmern sich jetzt nur noch selten um eine Melodie für ihr Textprodukt. Klare Strophenformen machen es leicht, jeweils passende Melodien hin und her zu switchen. Die Gedichte kann man zur eigenen Erbauung auch gut nur lesen, zumal, wenn sie so viele Strophen haben, wie es im Barock üblich wird. Solche Textfülle ist ein großes Handicap für die Rezeption dieser „alten Lieder“ in heutigen „Fast Food“-Zeiten. Hit-fähig scheinen speziell Lie-

## *Barocke Textfülle ist ein Handicap in heutigen „Fast Food“-Zeiten.*

der mit drei Strophen zu sein: „O du fröhliche“ und „Stille Nacht“ (ursprünglich sechs Strophen) aus dem 19. Jahrhundert, „Vertraut den neuen Wegen“ von 1989 (auf eine alte Melodie von 1544), aber auch „Nun danket alle Gott“ von 1630. Beim „Danke“-Hit von 1961 werden selten alle sechs Strophen gesungen, und auch die jüngeren Plagiate dazu sind kürzer.

Auch das könnte man im Jubiläumsjahr 2024 ausprobieren: „alte Lieder“ als knackiges Drei-Strophen-Extrakt, jeweils mit Halbton-Lifting praktiziert, wie es von „Danke“ her bekannt und beliebt ist. Zum Beispiel: Von Paul Gerhardts 18 Strophen in EG 324 „Ich singe dir mit Herz und Mund“ erklingt Strophe 1 in Es-Dur, Strophe 2 in E-Dur, Strophe 3 in F-Dur. Da kommt die Pointe „Wohlauf, mein Herze, sing und spring / und habe guten Mut“ ganz anders zur Geltung, als wenn man von zahlreichen F-Dur-Strophen vorher schon etwas erschöpft ist. Übrigens: Das mit „sing und spring“ kennen wir doch von Luther, und auch in EG 351 („Ist Gott für mich, so trete gleich alles wider mich“) bringt Gerhardt den Reim „Springen“/ „Singen“ pointierend in der Schlusstrophe. *Solche Lieder können doch nie veralten, oder?* ◀



Foto: picture alliance/alg-images

# Was neue Lieder alles können

Beispiel Kirchentag – ein Plädoyer für aktuelles Liedgut

JOCHEN ARNOLD



Gospeltagesdienst beim Berliner Kirchentag 2017, zu dem das Liederbuch „freiTöne“ veröffentlicht wurde.

Auch das so genannte Neue Geistliche Lied hat schon eine jahrzehntelange Geschichte. Der Theologe und Kirchenmusiker Jochen Arnold, Direktor des Zentrums für Gottesdienst und Kirchenmusik in Hildesheim, unternimmt einen Streifzug durch ein Genre, das besonders durch die Liederwerkstätten des Deutschen Evangelischen Kirchentags in diesem Jahrhundert bereichert wurde.

**L**eloleleilo! August 2004. Der Kirchentag in Hannover 2005 steht vor der Tür und das Michaeliskloster Hildesheim ist gerade eröffnet worden. 40 ebenso begabte wie motivierte Texter:innen und Komponist:innen sind versammelt, um sich gegenseitig beim Liedermachen zu inspirieren. Oft sind die Texte zuerst da, aber auch Melodiefetzen oder neue Grooves schwirren durch die Luft. Das Motto lautet: „Wenn dein Kind dich morgen fragt ...“.

Per Harling aus Schweden präsentiert zum Beispiel im Liederbuch *freiTöne* (fT), das 2017 anlässlich des Reformationstages erschien, ein Samba-Sanctus (*Heilig, beilig, beilig*) aus Puerto Rico (fT 157), und die Teilnehmer:innen tanzen durch das Auditorium.

Kirche in Bewegung, ungeniert körperlich, sichtbar fröhlich. Ja, neue Lieder braucht das Land! Das aus biblischen Quellen gespeiste uralte „liturgische Stück“ erklingt in neuem Gewand, ein Highlight, das mich nun seit fast 20 Jahren begleitet. Eine gleichsam „vor-himmliche“ Perle: Inspirationsquelle für neue Gottesdienste, Hit für Bands und Chöre. Die Dreisprachigkeit (Spanisch – Englisch – Deutsch) ist Programm und verbindet uns mit der weltweiten Ökumene.

Auch ein anderes Lied gehört seither zu meinem Vademecum. Der Pastor und Journalist Jan von Lingen hatte im Liedermacher-Stil seine Erfahrungen in der Seelsorge mit Psalm 139 verarbeitet. Ein Gitarrenlied mit Sing-a-Song-Writer-Qualitäten. *Du bist da, du bist da*. Das dazugehörige Narrativ: Der Pastor hat einen Kapitän zur See auf seinem letzten Weg begleitet und dabei ein Wort neu entdeckt: „Nähme ich Flügel der Morgenröt und bliebe am äußersten Meer ...“. Gottes schützende Hand ist überall, auch am äußersten Meer und darüber hinaus. Der Psalm bekommt so eine neue Bedeutung. Eine zweite gemeindenah-hymnische Melodie entsteht aus der Feder von Gert-Peter Münden. Sie wird einer der bleibenden „Hits“ des Kirchentags 2005 (fT 91).

Zwei Jahre später: der Kirchentag in Köln. Für die aufregende Abendmahlsliturgie entlang der Erzählung aus 1. Könige 19 – die Predigt kam erst nach der Abendmahlsfeier! – bleiben mir zwei Lieder besonders in Erinnerung: *Steh auf und iss* (Martin Hailer nach 1. Könige 19; Liederbuch WortLaute 29) – *Schmecket und sebet* (nach Psalm 34, jetzt fT 163). Zwei biblische Texte sind die Matrix.

Psalm- und Erzähllieder haben also noch nicht ausgedient. In vieler Hinsicht bleibt dieser riskante Gottesdienst ein Wagnis: Rockiger Sound begegnet klassischen Klängen von Schütz bis Mendelssohn mit teilweise harten Übergängen. Doch damit gelingt, was viele vorher nicht für möglich hielten: Bis dato war das Neue Geistliche Lied (NGL) „der Sound“ des Kirchentags; klassische Kirchenmusik, Gospel und Worship hatten wenig Platz daneben. Die folgenden Kirchentage zeigen: Kirchenmusikalische Vielfalt ist Programm!

## Schuld statt Sünde

Wie gehen wir mit den (theologischen) Schätzen der Tradition um? Während das eingangs erwähnte Sanctus aus Puerto Rico dem klassischen Text von Sanctus und Benedictus folgt, entsteht bei der Liederwerkstatt für den Bremer Kirchentag (2009) in Hildesheim ein neues „Lamm Gottes“. Ohne die Klippen der klassischen Sühnetheologie will das Lied von Ilona Schmitz-Jeromin und Susanne Brandt die Tiefen des Menschenseins in Leid und Schuld, Scham und Bedrängnis neu beschreiben und sie mit dem Bekenntnis zu Gottes großer Liebe in Christus verbinden: *Christus, Antlitz Gottes* ein Text, der übrigens auch auf die vertraute Melodie (EG 190.2) gesungen werden kann. Meine (zuerst vorliegende) B-Strophe bietet den klassischen Text der Messliturgie in einer leicht veränderten Form. Sünde ist durch Schuld ersetzt. Aber auch unverschuldetes Leid (vergleiche Psalm 22) und Heil sind es, die mit dem Kreuz Jesu verbunden sind. Damit ist die sündentheologische Engführung von Karfreitag und Abendmahl schon einmal geweitet. Außerdem entsteht zum neuen Text eine hymnische Melodie. Sie versucht das Unsagbare in Schmerz, Staunen und Dankbarkeit zu musikalisieren. Damit zeigt sich für mich: Eine sich im Geist des Evangeliums reformierende Kirche bewacht nicht den heiligen Gral, weder musikalisch noch sprachlich. Selbst dieses prominente Stück darf sich weiterentwickeln und findet so Eingang in viele neue Abendmahlsliturgien der Gemeinden (fT 151).

Zwei Lieder nehme ich sechs Jahre später aus Stuttgart mit: den singspruchartigen Ohrwurm von Eckert/Münden *Ich bin bei euch* – eine schlichte Wiederaufnahme des Taufbefehls aus Matthäus 28, zu singen während des Abendmahls, bei Segensgottesdiensten oder einfach im Alltag (fT 162). Aber auch Judy Baileys *Klüger*, weiser im locker schwingenden 6/8-Takt (fT 93). Dieser Song bringt das Motto des Kirchentags in die Köpfe und die Herzen mit der Bitte: „Gib mir dein Wort für mein Herz. Gib mir ein Herz für dein Wort!“ Weisheitliche Theologie in „leichter Gestalt“.

Für den Berliner Kirchentag 2017 entsteht dann erstmals ein Liederheft unter gemeinsamer Verantwortung von EKD und DEKT mit dem vielsagenden Titel *freiTöne*. Das Lied: *Du bist ein Gott, der mich ansieht* (fT 1) verbindet die mit dem Kirchentagsmotto verbundene biblische Geschichte der verstoßenen Magd Hagar und das Motiv des gnädig sehenden Gottes mit aktuellen politischen Themen. Zum Motiv Flucht entstehen darüber hinaus weitere eindruckliche politische Texte, zum Beispiel von Lothar

Veit: *Verschachert, missbraucht, würdelos* (Melodie: Thomas Quast; fT 173). Mit *Peace Child* der Poetin Shirley E. Murray findet ein gut singbares politisches Weihnachtslied vom anderen Ende der Erde Eingang in das Liederbuch (fT 175): Bomben und Gewalt werden nicht verschwiegen. Genau dort wird das Kind geboren. Und doch herrscht nicht ratlose Betroffenheit. In Hartmut Handts deutscher Übersetzung der letzten Strophe heißt es treffend: „Friedenskind, in die schlafende Nacht / und den Kampf um die Macht / komm nun. / Bring den Traum neu zur Welt, / der die Hoffnung erhält, /

*Ein ganz besonderer Schatz ist die an liturgischem Material reiche Weltmusik aus allen Kontinenten.*

Gottes Schalom.“ Gerade in den letzten zwei Jahren – „getriggert“ durch die Kriege in der Ukraine und in Palästina – hat dieses hochrelevante Lied stark an Verbreitung gewonnen. Ich meine fast: Es hat Stille-Nacht-Qualität, weil es ausdrückt, dass Gott in Christus in das Elend der Welt wirklich eingeht, ohne sich darin völlig zu verlieren.

Die Schätze des erstmalig 200 Titel (und zahlreiche Andachten in unterschiedlichen Formen) umfassenden Liederbuchs lassen sich kaum in Kürze darstellen. Ein Akzent liegt auf dem Reformationsjubiläum. Dabei kommt sogar der lateinische Begriff für Rechtfertigung: *Iustificatio* (aus Dieter Falks Luther-Musical, fT 150) wieder ins Gespräch und in den Mund der Gemeinde. Neben das Reformations-Narrativ *Hier stehe ich* (Ute Passarge / Jochen Arnold; fT 144) tritt harsche Kritik an der eigenen Tradition: In Bernhard Königs Komposition *Giftiger Keim* (fT 143) begegnen sich Choral-fetzen aus dem Lutherlied „Aus tiefer Not schrei ich zu dir“ und Sprechgesang. Damit hält auch die Avantgarde Einzug.

## Pentatonik aus Myanmar

Ein ganz besonderer Schatz ist die an liturgischem Material reiche Weltmusik aus allen Kontinenten. Dazu gehören zum einen dezidiert mehrsprachige Lieder, was für internationale Konferenzen und City-Kirchen, aber auch angesichts größerer Migrationsgruppen sehr wertvoll ist. Aber auch ein musikalischer Reichtum tut sich auf, wenn man etwa nur einmal die *unterschiedlichen Halleluja*-Vertonungen unter die Lupe nimmt. Dann stehen neben einem eingängig schwungvollen Viertakter (Vorsänger – Alle) aus Namibia (fT 85) ein herbes „f-Moll-Halleluja“ aus Korea (fT 87) und ein meditativ pentatonisches aus Myanmar im 5/4-Takt (fT 67). Oft hängen daran persönliche Schicksale der Komponist:innen in Diktatur und Verbreitung (vergleiche fT 164 aus Kambodscha). Das *Celtic Halleluja* aus dem katholischen Kanada und ein auch als Kanon beziehungsweise Quodlibet funktionierendes *Latino-Halleluja* aus Sachsen (fT 74) schließen den Reigen der höchst unterschiedlichen Vertonungen. Letzteres lässt sich mit Strophe und Refrain übereinander singen.

Neben zahlreichen Kyrie-Vertonungen (unter anderem das ursprünglich Aramäische aus der syrischen Kirche, fT 52) spielen die durch einen Liederwettbewerb besonders ausgelobten Credolieder eine wichtige Rolle. *Ich steh dazu, das glaube ich* (fT 132) etwa klingt frisch, fromm und fröhlich zugleich. Daneben steht als neuer Klassiker (Melodie: *Wir glauben Gott im höchsten Thron*, EG 184) Gerhard Bauers *Wir glauben: Gott ist in der Welt* und das für den katholischen Weltjugendtag geschriebene *Jesus Christ, You are my*

## Menschen gehen zu Gott

♩ = 88  
Dm Am Gm7 Am Dm

1. Men - schen ge - hen zu Gott in ih - rer Not.  
2. Men - schen ge - hen zu Gott in sei - ner Not.  
3. Gott geht zu al - len Men - schen in der Not,

Gm7 Gm7/C C F GmF BbF F

1. Fle - hen um Hil - fe, bit - ten um Glück und Brot,  
2. Fin - den ihn arm, ge - schmäht, ohn' Ob - dach und Brot,  
3. sät - tigt den Leib, die See - le mit sei - nem Brot,

Gm Cm Bb Gm/C C

1. um Er - ret - tung aus Krank - heit, Schuld und Tod.  
2. seh'n ihn ver - schlun - gen von Sün - de, Schwach - heit, Tod.  
3. stirbt für Chris - ten und Hei - den gar den Kreu - zes - tod

Dm Gm7 Am GmD Dm

1. So tun sie al - le, Chris - ten und Hei - den.  
2. Sie stehn bei Gott in sei - nen Lei - den.  
3. und er ver - gibt ih - nen bei - den.

### Neues Lied mit Bonhoeffer-Text von Jochen Arnold (Freitöne, 2017)

life von Marco Frisina, das gleich viersprachig angelegt ist. Unverzichtbarer Begleiter ist für mich *Mothering God*, das auf einen Text der Mystikerin Juliana von Norwich zurückgeht und in John Bells Melodie wunderbare expressiv weibliche Gottesbilder für die drei Personen der Trinität transportiert.

Zum Kirchentag gehört auch der Gedanke der Inklusion, etwa durch die Gebärdensprache in Vorträgen, aber auch in Liedern. Erstmals ist der Taizè-Hit *Meine Hoffnung und meine Freude* mit Gebärden bebildert. Die Arbeit an gendergerechter oder -sensibler Sprache manifestiert sich in Varianten zu männerdominierten Texten. In der allseits bekannten letzten Strophe von *Der Mond ist aufgegangen* wird anstelle von „So legt euch denn, ihr Brüder“ die Variante „So legt euch Schwestern, Brüder“ vorgeschlagen. Die Genderfrage betrifft für viele auch die Theologie im engeren Sinne, mithin das Gottesbild. Daher sind auch in klassischen Chorälen

„So legt euch, Schwestern, Brüder,  
in Gottes Namen nieder ...“

gendergerechte Varianten vorgeschlagen, bei denen im Blick auf Gott das Pronomen „er“ und „sie“ abgewechselt werden kann (zum Beispiel: *Auf Seele, Gott zu loben*, fT 66). Auch Lieder in Leichter Sprache gehören gleichsam zum neuen „Kanon“, so *Gott siebt mich an* (fT 123; 124) oder *Gott hat mich gemacht* (fT 97). Im Idealfall gelingt es dabei durchaus, große theologische Gedanken sogar poetisch anschaulich auszudrücken (*Die ganze Welt kommt, Gott, von dir*; fT 121).

Wichtig und unverzichtbar für die jüngere Kirchentags-Singebewegung ist die geistlich-spirituelle Vielfalt und Weite. So finden sich in den jüngeren Publikationen deutlich mehr Lieder aus dem „erwecklichen“ Frömmigkeitsspektrum – namentlich in der Stilistik des Worship. Konkret genannt seien Tobi Wörners *Was Gnade kann* (fT 57), der Tauflied-Klassiker *Vergiss es nie* (fT 61), Christoph Zehendners Vaterunser-Lied *Bist zu uns wie ein Vater* (fT 165) oder Albert Freys Christusbekenntnis *Anker in der Zeit* (fT 112). Englische Titel aus dem weltweiten Worship wie *Lord I lift your name on high* – eine knappe Zusammenfassung des Philipperhymnus (fT 88) – oder *Lord, Reign in me* (fT 65) – ein moderner Schöpfungshymnus – seien exemplarisch genannt.

Die vielfach geäußerte Vermutung, dass die großen christologischen Themen der Passion und Auferstehung in der Spiritualität des Kirchentages nur noch eine marginale Rolle spielten, lässt sich übrigens schon mit den hier genannten Titeln nicht erhärten. In diesem Zusammenhang zu nennen ist der 1960er-Jahre-Klassiker *Lord of the dance* (fT 110), der die Jesusgeschichte in der Ich-Form erzählt, oder wieder ganz anders Bonhoeffers *Menschen geben zu Gott* (fT 104) mit neuer, gut singbarer Melodie (Der Text von Bonhoeffer ist minimal rhythmisch angeglichen – siehe Notensatz links)). Das Heilig-Geist-Lied *Atme in uns* aus Frankreich (fT 7) und das beschwingte Osterlied *Wir stehen im Morgen* (Jörg Zink/Hans-Jürgen Hufeisen, fT 95), das den Tod im Angesicht des leeren Grabes verspottet, haben es sogar auf Anhieb in die Reihe der EKD-Wochenlieder zu Pfingsten und Ostern geschafft. Diese Reichweite in das gemeindliche Singen hinein ist neben allem bis jetzt Genannten nicht hoch genug einzuschätzen.

### Viel Aktuelles im Lied

Zuletzt – gut liturgisch – der Segen. Auch in diesem Bereich sind viele Lieder dazugekommen. Gut so, denn von diesem Genre kann man – das zeigt die Erfahrung der Corona-Zeit – gar nicht genug Lieder haben. Ich sehe, dass sich drei liturgische Formen in den Liedern herauskristallisieren: die Segensbitte, die Sendung und der tatsächliche Zuspruch. Als Bitte formuliert tritt Matthias Nagels *Verleih uns Frieden* (fT 190) neben Luthers Original (EG 429) und artikuliert spannungreich Kyrie und Halleluja nebeneinander. Daneben stehen ähnlich gut singbar *Weise uns den Weg, Gott geh mit* (fT 200) oder das getragen-gefühlige *Lass uns deine Nähe spürn* (fT 193) von Timo Böcking. Als zunehmend populäres Sendungslied sei das von Hartmut Handt übersetzte *Go gently, go lightly* (fT 194 vgl. 175) mit tänzerischem Dreier genannt. Unter den tatsächlichen Segensliedern begleiten mich das von Ute Passarge und Rüdiger Glufke (*Möge Gottes Angesicht auf dir verweilen* fT 199) im Sound irischer Segenslieder, ein dreisprachiges aus Tansania (fT 198), und last, not least das meditative *Der Herr segne dich*, das direkt aus dem Hebräischen übersetzt wurde und sich in einer israelischen Melodie singen lässt (fT 201).

Aufs Ganze gesehen, gehört für mich die Sammlung, Erprobung und Verbreitung neuen Liedguts, wie sie exemplarisch durch den Kirchentag in den letzten Jahrzehnten geschehen ist, unverzichtbar zu einem wachen evangelischen Christentum dazu. Was theologisch diskutiert wird, was in der Welt aktuell ist, findet Eingang im Lied. Unverzichtbar sind dabei die immer stärker werdende Stimme aus der weltweiten Ökumene und der kreative poetisch-musikalische Beitrag von Seiten der Frauen. Kurz: Es gibt so viel Gutes und qualitativ Neues, was sicherlich auch im neuen Evangelischen Gesangbuch in einigen Jahren Platz finden wird und noch mehr davon im dazugehörigen Onlineportal, und die, die da eine Auswahl treffen müssen, sind nicht zu beneiden ... (siehe Seite 40). ◀

Eine Auswahl der in diesem Text erwähnten Lieder hat Til von Dombois, Popkantor der Hannoverschen Landeskirche, in einem Video eingespielt. Sie finden es unter: [www.popkantor.tv/zeitzeichen](http://www.popkantor.tv/zeitzeichen).

# Juwel Kirchenmusik

Die 6. KMU und die Bedeutung der Kirchenmusik

DANIEL HÖRSCH



Foto: epd

*Posaunen beim Abschlussgottesdienst des regionalen Ökumenischen Kirchentags am 18. Juni 2023 in Osnabrück.*

In den bisherigen Untersuchungen zur Kirchenmitgliedschaft war Kirchenmusik ein blinder Fleck. In der 6. KMU (vergleiche zz 12/23 und zz 1/24) wurde aber danach gefragt.

Die Ergebnisse bezeugen den wichtigen Beitrag der Kirchenmusik für den gesamten Sozialraum einer Kirchengemeinde, meint Daniel Hörsch, sozialwissenschaftlicher Referent der Evangelischen Arbeitsstelle für missionarische Kirchenentwicklung und diakonische Profilbildung (midi) in Berlin.

Der Begriff ‚Kirchenmusik‘ bezeichnet die originäre Symbiose von Kirche, Musik und Gottesdienst. Dazu gehört auch die Aufführung von geistlichen und sonstigen Werken im kirchlich verantworteten Handlungskontext. Kirchenmusik hat im Verlauf der Jahrhunderte vielfache Veränderungen erfahren und ist bis in die Gegenwart vielfältigen Einflüssen ausgesetzt. Sie kann als jene Musik verstanden werden, „in der sich christlicher Glaube musikalisch-ästhetisch mitteilt und ausspricht“ (Christoph Krummacher, Kirchenmusik, Tübingen 2020).

Umso erstaunlicher ist, dass in den zurückliegenden Kirchenmitgliedschafts-

untersuchungen die Kirchenmusik weitgehend ein Desiderat war. Es wurde zwar nach Eindrücken der Kirchenmusik im Zusammenhang mit dem gottesdienstlichen Geschehen gefragt. Und dabei kam insbesondere der Sonntagsgottesdienst in den Blick. Es ging um die Bedeutung des Singens für die Kirchgänger und den Besuch von dezidiert musikalischen Gottesdienstformen. Ebenso wurden Kontakte zum kirchlichen Personal dieses Arbeitsfeldes (Kirchenmusiker/Organist/Chorleitende) und zum Austausch über Fragen zum Sinn des Lebens (mit Chormitgliedern) hergestellt. Und empirisch ist das Feld „Kirchenmusik und Gottesdienst“ in



Chorgesang im Gottesdienst am Ostersonntag 2023 in der Friedenskirche in Offenbach.

den zurückliegenden fünfzehn Jahren zunehmend besser erforscht worden. So sind etliche quantitative und auch einige qualitative Studien in diesem Themenfeld entstanden – von der Gospel- über die Posaunenchorbefragung bis zu den Singe-Studien und Untersuchungen zum Gottesdiensterleben und Zählprojekten.

Das Feld der Kirchenmusik außerhalb des Gottesdienstes aber blieb in den Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen bisher weitgehend ein blinder Fleck, obgleich vor Corona im Jahr 2019 66 000 kirchenmusikalische Veranstaltungen rund 7,4 Millionen Menschen außerhalb der Gottesdienste in die Kirchen lockten. In der 6. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung (6. KMU) wurde deshalb ein Fragecluster eigens zum Themenfeld Kirchenmusik aufgenommen, das sowohl die Bedeutung der Kirchenmusik im Gottesdienst und das kirchenmusikalische Erleben untersucht als auch das Teilnahmeverhalten an kirchenmusikalischen Veranstaltungen außerhalb des Gottesdienstes in den Blick nimmt. Hier eine erste Zusammenfassung der wichtigsten Ergebnisse:

1. *Singen und moderne Musik im Gottesdienst:* Danach gefragt, ob das Singen von Kirchenliedern im Gottesdienst als langweilig und überflüssig empfunden wird, antworteten in der Repräsentativ-Erhebung der 6. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung 70 Prozent, dass das Singen von Kirchenliedern nicht langweilig und nicht entbehrlich sei. Das Singen im Gottesdienst hat nach wie vor nachweislich als rituelle religiöse Praxis eine hohe Bedeutung. Zum anderen wurde in der 6. KMU hinsichtlich des Wunsches nach mehr moderner Musik gefragt: 65 Prozent der Befragten gaben an, dass sie sich mehr moderne Musik in der Kirche wünschen. Dies sagt ein erheblicher Teil derjenigen, die ein- bis dreimal monatlich (64 Prozent) oder seltener (62 Prozent) in den Gottesdienst gehen. Zwischen der Aussage „Singen von Kirchenliedern wird als langweilig empfunden“ und dem Wunsch

### *Die Bedeutung der Kirchenmusik ist laut Umfrage im Osten wichtiger als anderswo in Deutschland.*

nach moderner Musik im Gottesdienst besteht ein – wenn auch schwacher – Zusammenhang. Das heißt, dass diejenigen, die das Singen als langweilig empfinden, auch tendenziell häufiger dem Wunsch nach moderner Musik Ausdruck verleihen.

2. *Teilnahme an kirchenmusikalischen Veranstaltungen außerhalb von Gottesdiensten (zum Beispiel Konzerte):* In der 6. KMU geben knapp zwei Drittel der Befragten an, dass sie „nie“ an Veranstaltungen teilnehmen, die speziell der Kirchenmusik gewidmet sind. Ein Drittel gibt an, dass sie schon daran teilgenommen hat. Vor allem werden kirchenmusikalische Veranstaltungen öfters von Menschen besucht, die auch den Gottesdienst besuchen und evange-

lisch oder katholisch sehr verbunden sind, wobei der Anteil der Evangelischen (41 Prozent) diesbezüglich höher ist als bei den Katholischen (35 Prozent). Im Osten haben kirchenmusikalische Veranstaltungen eine deutlich größere Bedeutung als in den übrigen Regionen.

3. *Rezipienten bezogenes Erleben der Kirchenmusik:* In der 6. KMU wurde mit zwei Items das Erleben der Kirchenmusik erfragt. 55 Prozent der Befragten geben an, dass sie „Kirchenmusik als inspirierend empfinden, ihr gerne zuhören und sie berührt sind“. Für 25 Prozent der Befragten ist zudem Kirchenmusik „religiös wichtig“, und sie können „dabei Gottes Nähe spüren“. 91 Prozent der Befragten in der 6. KMU, die Kirchenmusik als religiös wichtig erachten beziehungsweise Gottes Nähe darin spüren, geben auch an, dass sie einen Gottesdienst besuchen, weil sie der Kirchenraum, die Musik, die ganze Atmosphäre anspricht. Zwischen religiöser Aufladung des Kirchenmusik-Erlebens und der ästhetischen Dimension des Gottesdienst-Erlebens besteht somit ein signifikanter Zusammenhang.

### **Bedeutung für das Sozialkapital**

4. *Kirchenmusikalisches Engagement:* Neben der Bedeutung der Kirchenmusik für den Gottesdienst, dem Teilnahmeverhalten an kirchenmusikalischen Veranstaltungen und dem Erleben der Kirchenmusik stand das kirchenmusikalische Engagement als weiteres Erkenntnisinteresse im Fokus der Fragen zur Kirchenmusik in der 6. KMU. 4 Prozent der Befragten geben an, dass sie kirchenmusikalisch aktiv sind. Auf 7 Prozent der Katholischen und sechs Prozent der Evangelischen trifft dies zu. In Westdeutschland ist das kirchenmusikalische Engagement der Kirchenmitglieder leicht stärker ausgeprägt als in Ostdeutschland. 80 Prozent derjenigen, die angeben, im Bereich Kirchenmusik aktiv zu sein, engagieren sich auch darüber hinaus ehrenamtlich. Zudem sind 61 Prozent derjenigen, die in der Kirchenmusik engagiert sind, auch außerhalb des Gottesdienstes im kirchlichen Kontext aktiv. Die Bedeutung des kirchenmusikalischen Engagements für das Sozialkapital ist folglich nicht gering zu schätzen.

5. *Kontakt zu Kirchenmusikern:* In der 6. KMU geben 34 Prozent der Befragten an, dass sie in den zurückliegenden zwölf Monaten Kontakt zu einem Kirchenmusiker oder einem Kantor hatten. Dies ist umso bemerkenswerter vor dem Hintergrund, dass lediglich vier Prozent der Befragten angeben, kirchenmusikalisch aktiv zu sein. Die Reichweite der Kirchenmusiker geht somit deutlich über die eigentliche kirchenmusikalische Arbeit hinaus.

So weit die wichtigsten Punkte der 6. KMU. In einem gesonderten Begleitforschungsprojekt der Evangelischen Kirche in

Mitteldeutschland (EKM) und der Evangelischen Arbeitsstelle für missionarische Kirchenentwicklung und diakonische Profilbildung (midi) wurde zudem das Feld der Kirchenmusik umfassender für eine ganze Landeskirche untersucht. Hierzu wurden die Aktiven in den kirchenmusikalischen Gruppen der EKM, die Chorleitenden und in neun ausgewählten Kirchenkreisen der EKM die Teilnehmenden von kirchenmusikalischen Veranstaltungen befragt.

### Sozioreligiöse Relevanz hoch

Die Befragungen der Aktiven, der Chorleitenden und Teilnehmenden von kirchenmusikalischen Veranstaltungen in der Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland (EKM) unterstreichen eindrucksvoll die sozioreligiöse Relevanz der Kirchenmusik. Darunter wird verstanden, dass das Soziale der kirchenmusikalischen Gruppe selbst nämlich zum Raum, Anlass und Gegenstand religiösen Erlebens und Deutens wird und sich die sozioreligiöse Praxis im Medium der Musik vollzieht. Bei den Aktiven markieren dies vor allem die Befunde, dass „es für mich eine Form ist, meinen Glauben auszudrücken“, „es eine Form ist, in der ich Gott erfahren“, oder sogar, dass „es für mich eine Form intensiver religiöser Erfahrung ist“, die mit dem kirchenmusikalischen Engagement in besonderer Weise einhergehen und explizit die sozioreligiöse Relevanz des kirchenmusikalischen Engagements ausdrücken.

Ebenso gilt dies für den Befund, dass zwei Drittel der Aktiven als Grund für ihr Engagement angeben, dies „zum Lobe Gottes“ zu tun. Es verwundert deshalb nicht, dass die Mehrheit der Aktiven der Aussage zustimmt, dass durch das kirchenmusikalische Engagement die Verbundenheit mit der Kirche stärker geworden sei. Bei den Teilnehmenden von kirchenmusikalischen Veranstaltungen ist

es das subjektive Erleben, dass die Veranstaltung inspirierend, sehr berührend, und für die Teilnehmenden spirituell erfüllend war.

Darüber hinaus zeigt die Kirchenmusik-Studie der EKM, dass Frauen in der mittleren Altersgruppe (50-69 Jahre) das Rückgrat kirchenmusikalischer Arbeit sind. Kirchenmusikalisches Engagement begeistert und schafft Gemeinschaft und Geselligkeit und ist sehr wichtig für viele Kirchengemeinden. Ja, man kann sagen, dass Kirchenmusik ein parochialer Anker kirchlichen Lebens ist. Darüber hinaus hat das kirchenmusikalische Engagement eine sozialräumliche Relevanz, das heißt, eine aktive Kirchenmusik wirkt als kultureller Faktor auf den gesamten Sozialraum. Insofern trägt Kirchenmusik zur Mitgliederbindung und Mitgliederorientierung bei und offenbart zugleich Potenziale für Kontaktpflege zu kirchenfernen Menschen.  $\triangleleft$


Unter der Überschrift „Da ist Musik drin“ befasst sich eine Tagung der Evangelischen Akademie in Wittenberg am 9./10. Februar 2024 ausführlich mit den Befunden und Einsichten aus der 6. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung zum Feld der Kirchenmusik und des Begleitforschungsprojekts Kirchenmusik der EKM. Im Gespräch zwischen empirischer Wissenschaft und Praxis sollen die Ergebnisse überprüft und weitergedacht werden.



Nähere Informationen zur Tagung finden sich unter [www.ev-akademie-wittenberg.de](http://www.ev-akademie-wittenberg.de).

# EINLADUNG



DIENSTAG · 27. FEBRUAR  
18–19.30 UHR ·  VIA ZOOM  
THEMA: 500 JAHRE  
EVANGELISCHES GESANGBUCH

EXKLUSIV: NUR FÜR  
ABONNENT:INNEN

Welches Lied darf Ihrer Meinung nach im neuen Gesangbuch nicht fehlen? Welche finden Sie verzichtbar? Singen Sie lieber Luthers Lieder oder Kirchentagsongs? Sie möchten noch ganz andere Aspekte unseres Schwerpunktthemas diskutieren?

Nach kurzen Interviews mit den teilnehmenden Autoren und Autorinnen des Schwerpunktthemas dieses Heftes haben Sie Gelegenheit, mit ihnen und miteinander über unser geistliches Liedgut zu diskutieren. Die Moderation übernimmt zeitzeichen-Redakteur Stephan Kosch.

**WIE KÖNNEN SIE TEILNEHMEN?** Schicken Sie uns eine E-Mail mit Ihrer Kundennummer an [redaktion@zeitzeichen.net](mailto:redaktion@zeitzeichen.net). Wir senden Ihnen dann den zoom-Link zu, um in unseren digitalen Salon eintreten zu können.

# „Es braucht den großen Wurf“

Gespräch mit der Kirchenmusikerin Beate Besser über das neue Gesangbuch, das erstmals mit digitaler Plattform erscheinen soll, die Organisation der Liedauswahl und die Mühen der Ebene

**zeitzeichen:** *Frau Landeskirchenmusikdirektorin Besser, in einigen Jahren soll es ein neues Gesangbuch für den Raum der EKD und andere evangelische deutschsprachige Kirchen im europäischen Ausland geben. Warum das? Ist denn das aktuelle Evangelische Gesangbuch (EG) aus der ersten Hälfte der 1990er-Jahre nicht mehr gut genug?*

**BEATE BESSER:** Unsere Geschichte lehrt, dass die Lebensdauer eines Gesangbuchs grundsätzlich 30 bis 40 Jahre beträgt. Selbst im 16. Jahrhundert haben die Gesangbücher nicht länger gehalten, weil immer wieder so viel Neues entsteht und in den Gebrauch kommt. Gerade in den vergangenen Jahrzehnten ist sehr, sehr viel tolles neues Liedgut entstanden – besonders im Umfeld des Deutschen Evangelischen Kirchentags (siehe Seite 34). Und es ist ganz viel aus internationalem Bereich dazugekommen. Im jetzigen Gesangbuch war ja die Übertragung von Liedern aus dem skandinavischen Bereich, zum Beispiel durch Jürgen Henkys, eine große Neuerung. Aber seitdem ist noch sehr viel aus anderen Sprachen und anderen Gegenden der Welt hinzugekommen, das unbedingt im Gesangbuch abgebildet werden sollte. Insofern ist die Zeit reif für ein neues Gesangbuch.

*Aber immer noch höre ich Leute heute vom „neuen Gesangbuch“ reden, wenn sie das EG meinen. Man könnte doch auch weiterhin neues Liedgut mit Beiheften einspeisen, so wie es in vielen Landeskirchen geschieht. Warum jetzt noch einmal der große Wurf?*

**BEATE BESSER:** Den großen Wurf braucht es aus zwei Gründen: Zum einen sind diese Ergänzungsbücher längst nicht überall zu finden, und sie machen die Sache sehr unübersichtlich, und ich finde den Gedanken weiterhin sehr plausibel, ja unver-

zichtbar, dass wir im Raum der EKD einen gemeinsamen Liederkanon pflegen, der sich erneuert und erweitert. Aber das wirklich Neue und dringend Notwendige ist zum ändern ja, dass wir nun das gedruckte Buch mit einem offiziellen digitalen Angebot verbinden werden. Das hat den Vorteil, dass man nicht mehr im Internet überall herumsuchen muss und dann zum Beispiel auf [evangeliums.net](http://evangeliums.net) eben doch keine Melodien findet, sondern dass sich dann alles in einem ordentlich aufbereiteten Onlineportal findet. Das heißt, es wird als kuratierter offizieller Bestand im Raum der EKD deutlich mehr Lieder geben als jetzt. Wir denken momentan etwa an 1 500 bis 2 000, die auf einem solchen Portal zu finden sind.

*Das leuchtet vor dem Hintergrund der rasant fortschreitenden Digitalisierung ein und war in den 1980er-Jahren, als das EG konzipiert wurde, natürlich noch gar nicht im Blick. Werden wir dann also in ein paar Jahren alle mit Smartphones und Tablets in der Kirche sitzen und mit deren Hilfe die Lieder singen?*

**BEATE BESSER:** Nein, natürlich soll weiter das haptische Erlebnis eines Buches mit dabei sein, wenn wir im Gottesdienst singen. Andererseits: Wie die technische Ausstattung der Gemeinden in fünf oder zehn Jahren sein wird, kann man ja gar nicht absehen im Moment. Und wie das im Einzelnen gemacht wird, ob mit Tablets oder mit Beamer, das wird sich zeigen. Das neue Onlineportal wird dann auch über viele nützliche Gebrauchsfunktionen verfügen. Zum Beispiel, dass Lieder in veränderter Tonhöhe abgebildet und mit unterschiedlicher Strophenauswahl in Gottesdienstblätter eingefügt werden können. Da ist ja technisch viel möglich.

*Anders als ein gedrucktes Buch ist die Kapazität eines Onlineportals ja quasi unbegrenzt. Wäre es dann möglich, dass es fortlaufende Ergänzungen gibt und man nicht alle drei bis vier Jahrzehnte auf eine neue, aufwändige Revision warten muss?*

**BEATE BESSER:** Natürlich. Wir müssen dann nicht mehr sagen, jetzt treffen wir uns in 30 Jahren wieder, sondern wir können deutlich öfter überprüfen, ob und was man an Neuem da einspeisen kann. Allerdings wird das Onlineportal für das Gesangbuch nicht so einfach funktionieren wie Wikipedia oder Google – man klickt drauf und hat alles –, denn der finan-



Foto: dpa



zielle Aspekt ist alles andere als trivial. Wie für jedes neue Lied das Recht zum Abdruck erworben werden muss, muss das auch für die digitale Nutzung geschehen. Wie das geregelt werden kann, ob es eine App gibt oder ein Abonnementsystem, das muss alles noch geklärt werden.

*Das sind ja spannende Perspektiven. Aber wer entscheidet denn nun konkret darüber, was für Lieder in das neue Gesangbuch und das geplante neue Onlineportal kommen?*

BEATE BESSER: Der Gesangbuchprozess ist natürlich partizipativ aufgesetzt. Seit März 2020 gibt es die vom Rat der EKD eingesetzte siebenköpfige Steuerungsgruppe, die den Prozess, wie der Name sagt, steuert und begleitet, Entscheidungen vorbereitet und den Kontakt zur Kirchenkonferenz und zum Rat der EKD hält. Im Kirchenamt der EKD gibt es ein Projektbüro mit einer vollen

Stelle, die sich jetzt gerade zwei Theologinnen teilen, und eine Sachbearbeitungsstelle, die mit einer Musikwissenschaftlerin besetzt ist.

*Was? Das sind ja für das operative Geschäft nur drei Menschen!*

BEATE BESSER: Stimmt. Der Entstehungsprozess des EG in den 1980er- und 1990er-Jahren war seitens der EKD personell sehr viel großzügiger ausgestattet. Damals gab es wohl sechs Menschen, die nichts anderes gemacht haben als Gesangbucharbeit. Allerdings mussten damals – im vordigitalen Zeitalter – auch noch sehr viel mehr Papiere hin und her geschickt werden. Heute machen wir fast alles per Zoom und digital, das spart natürlich viel Zeit und Ressourcen.

*Neben der siebenköpfigen Steuerungsgruppe gibt es dann ja die Gesangbuchkommission, der zurzeit 72 Personen angehören. Wie wurde dieses zentrale Gremium bestückt?*

BEATE BESSER: Die Landeskirchen wurden eingeladen, Personen zu benennen, die für die jeweilige Gliedkirche der EKD in die Gesangbuchkommission entsandt werden. Sie setzt sich zusammen aus Vertreter:innen der Landeskirchen, aber auch der kirchenmusikalischen Verbände – etwa aus der Populärmusik, der Bläserarbeit, der Chorarbeit und aus dem Kindergottesdienstbereich. Dazu einige Expertinnen und Experten aus bestimmten Fachgebieten. Es ist sehr gut gelungen, eine große Vielzahl von Personen dort zu haben, also erfahrene Profis aus den Gebieten Kirchenmusik, Theologie, Liturgie und Gottesdienstarbeit, genauso aber auch Studierende.

*72 Personen? Das klingt nach recht komplizierten Sitzungen ...*

BEATE BESSER: Die Kommission ist aufgeteilt in fünf Ausschüsse, denn man muss ja von verschiedenen Seiten an die Themen herangehen. Der

größte Ausschuss – 25 Personen – ist für die Liedauswahl zuständig, dessen Vorsitz ich gemeinsam mit Thomas Nowack, einem Populärmusiker aus Bayern, inne habe. Außerdem gibt es den Ausschuss Texte, der sich darum kümmert, welche Texte außer den Liedern noch im neuen Gesangbuch vertreten sein sollen – also Bekenntnisse, Vorlagen für Andachten und Ähnliches. Der dritte Ausschuss kümmert sich um alles, was das geplante Onlineportal betrifft. Dort wird die Ausschreibung für diesen Prozess vorbereitet, denn es gilt, möglichst bald eine Firma zu finden, die dies technisch umsetzt und begleitet. Der vierte Ausschuss ist für den ganzen Komplex Gestaltungsfragen zuständig. Also dafür, welche Rubriken es geben soll, und auch ganz konkret, welche grafische Anmutung und welches Papier verwendet werden sollen. Der fünfte Ausschuss schließlich kümmert sich um den ganzen Bereich Liedvermittlung, Singvermittlung und Begleitpublikationen.

*Was hat man sich darunter vorzustellen?*

BEATE BESSER: Wenn es ein neues Gesangbuch samt Onlineportal gibt, dann braucht es gleichzeitig auch ein neues Bläserchoralbuch und Chorbücher. Und anders als beim EG reicht es dieses Mal auch nicht, nur ein Orgelbegleitbuch zu erstellen, sondern es muss der Vielfalt der Stile Rechnung getragen werden, also Begleitbücher allgemein für Tasteninstrumente oder auch für Gitarre geben. Diese Fragen der Liedvermittlung und der Umsetzung, wie man das Ganze singt und musiziert, sind wichtig, denn ohne diese begleitenden Angebote würde das neue Buch wenig nützen.

*Von außen interessiert natürlich zunächst die Frage, welche Lieder kommen ins neue Gesangbuch hinein und welche können nicht mehr darin vertreten sein.*

BEATE BESSER: Natürlich. Im Moment gehen wir davon aus, dass etwa ein Drittel der heute vertretenen Lieder

*Das jetzt im Umlauf befindliche Evangelische Gesangbuch, kurz EG, wurde von 1993 bis 1996 in den Gliedkirchen der EKD eingeführt.*





Foto: ELKIO

Beate Besser ist seit 2012 Landeskirchenmusikdirektorin der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Oldenburg. Sie engagiert sich zum Beispiel für die Vielfalt kirchenmusikalischer Berufsprofile, unter anderem im Bereich „Popularkirchenmusik“, „Jungbläserarbeit“ und „Orgelsachverstand“. Daneben ist sie auf dem Gebiet der Hymnologie tätig als Mitglied in der „Arbeitsgemeinschaft Ökumenisches Liedgut“ sowie als Vorstandsmitglied der Liturgischen Konferenz der EKD. Als Expertin gehört sie der Gesangbuchkommission der EKD an. Sie ist dort Co-Vorsitzende im Ausschuss „Liedauswahl“.

nicht mehr im neuen Gesangbuch vertreten sein kann, denn es muss ja schlicht Platz für neue Lieder geschaffen werden, und das Buch soll auf keinen Fall dicker werden als das jetzige EG. Nun könnte man sagen. „Na ja, die kommen dann alle in das Onlineportal, das ist ja endlos.“ So einfach ist es aber nicht, denn auch das zu schaffende Onlineportal ist eben nicht endlos, weil es da eben auch um Kosten- und Rechtsfragen geht.

*Und nach welchen Kriterien wird nun in der Kommission entschieden?*

BEATE BESSER: Es sind ja nicht die so genannten Klassiker, die jetzt irgendwie abgewählt werden müssen, sondern wir stellen schlicht fest, dass es Lieder im EG gibt, die nicht in Gebrauch gekommen sind.

Darunter sind durchaus auch viele neuere Lieder, die damals neu ins EG kamen. Aber um das angemessen zu beurteilen und gründlich zu beraten, sind wir ja auch so breit aufgestellt. Hinzu kommen auch theologische Fragen à la „Können/wollen wir beziehungsweise künftige Generationen das heute wirklich noch singen?“ Und was muss auch gegen den Augenschein weiter erhalten bleiben? Da gibt es über jedes einzelne Lied viel zu diskutieren ...

*Wenn wir in die Geschichte blicken: 1950 wurde das Evangelische Kirchengesangbuch eingeführt, das erste gesamtdeutsche überhaupt. Damals fand ja eigentlich, was die Liedauswahl anging, eine ziemliche Verengung statt, so dass man fast von einem Rückschritt sprechen kann, denn damals wurde sehr viel Wert auf alte Lieder aus dem 16. bis 18. Jahrhundert gelegt. Dagegen fanden kaum romantische Lieder aus der Erweckungsbewegung Aufnahme und auch nur ganz wenige, die damals als zeitgenössisch galten, wie zum Beispiel Jochen Klepper. Es herrschte ein gewisser Geist der Restauration nach dem Zweiten Weltkrieg. Demgegenüber hat ja das EG in den 1990er-Jahren wirklich Neues gebracht, nicht nur eine größere Liedvielfalt, sondern den Psalmenteil und die vielen anderen Texte. Einige haben Angst, dieser Reichtum könnte jetzt unter den Tisch fallen. Ist diese Angst berechtigt?*

BEATE BESSER: Was ist ein Gesangbuch? Soll es spiegeln oder soll es steuern? Während die Auswahl für das EKG von 1950 bewusst hymnologisch gesteuert wurde, hat man beim EG Anfang der 1990er-Jahre schon eher versucht zu spiegeln. Das heißt: Es wurden vermehrt die Lieder und Texte hineingebracht, die wirklich in Gebrauch waren. Dieser Tradition fühlen wir uns auch verpflichtet. Natürlich muss auch etwas gesteuert werden, klar. Aber abzubilden und anzubieten, was wirklich gesungen wird, ist natürlich mindestens genauso wichtig. Und für die Psalmen gibt es eine extra Arbeitsgruppe. Wie schon jetzt im EG werden sicher nicht alle 150 Psalmen vertreten sein können, aber vielfältiger als jetzt – also in verschiedenen Übersetzungen,

als zu singende Psalmen mit Noten und in unterschiedlicher Stilik. Da werden wir uns wirklich breiter aufstellen, denn es sollte nicht nur die deutsche Neo-Gregorianik geben, auch wenn ich die persönlich sehr liebe. Dasselbe gilt auch für die liturgischen Gesänge.

*Wie bat man sich denn konkret den Auswahlprozess vorzustellen, wie „scannen“ Sie, was es überhaupt gibt?*

BEATE BESSER: Das ist wirklich ein hochkomplexes Unternehmen. Wir im Liedausschuss haben zum einen alle offiziellen Gesangbücher samt Beiheften im deutschsprachigen Raum durchgeschaut – da kommen wir jetzt langsam zu einem Abschluss. Aber darüber hinaus haben wir gezielt Suchgruppen eingesetzt: für Ökumene und Internationales, für Pop und Worship, für generationenübergreifendes Singen sowie Kasuallieder. Und dann gab es ja auch die Möglichkeit, dass jeder und jede Lieder ans EKD-Projektbüro schicken konnte. Wir sind also dabei, etwa 10 000 Lieder zu betrachten und zu prüfen. Natürlich erleichtern auch hier im Gegensatz zur Planung des EG vor vierzig Jahren digitale Möglichkeiten ein Stück weit unsere Arbeit. Aber ganz vieles müssen wir direkt praktisch prüfen und uns also auch mit mehreren in Präsenz treffen, um dann zu entscheiden, was wir zur weiteren Bearbeitung in den Ausschuss geben.

*Das klingt nicht so, als würden Sie übermorgen fertig ...*

BEATE BESSER: Sicher nicht. Denn der ganze Prozess läuft ja nicht nur auf EKD-Ebene, sondern die Landeskirchen selbst sind ja auch beteiligt. Es gibt für jede der 20 Gliedkirchen der EKD eine so genannte Kontaktperson, in vielen Landeskirchen sogar so genannte Kontaktgruppen, die überlegen, wie sie den Gesangbuchprozess in ihren Landeskirchen verankern. Es gibt ja einige Kirchen, die haben Regionalteile mit Extra-Liedgut, und es muss überlegt werden, wie es damit weitergehen soll.

*Wer entscheidet denn eigentlich am Ende, wenn ein fertiger Entwurf vorliegt, dass dieses neue Gesangbuch angenommen und eingeführt wird?*

BEATE BESSER: Ob und wann es dann eingeführt wird, muss jede Gliedkirche der EKD selbst entscheiden. Momentan gibt es da in den Landeskirchen unterschiedliche Regelungen, wie das geschieht, aber man ist bemüht, dies zeitlich zu vereinheitlichen.

*Das war ja vor dreißig Jahren auch schon so, dass es um einige Jahre versetzt in den regionalen Kirchen eingeführt wurde. Haben Sie denn für jetzt eine Prognose, wann Sie fertig werden? Als nächstes Jubiläum böte sich ja 500 Jahre Augsburger Bekenntnis im Jahre 2030 an, oder wird es einfach kommen, wann es fertig ist?*

BEATE BESSER: Nein, diese Freiheit haben wir leider nicht. Denn das Projektbüro im EKD-Kirchenamt ist bisher nur bis 2028 bewilligt. Insofern soll es spätestens Anfang nächsten

Jahres schon eine Erprobungsphase mit Teilen des neuen Gesangbuchs geben. Und davor wird es mindestens für die Kirchenkonferenz und für den Rat der EKD schon eine Liederliste geben müssen. Da sitzen wir im Moment mit Hochdruck dran!

*Das klingt ja doch alles sehr gehetzt, ist denn dieser Zeitplan realistisch?*

BEATE BESSER: Manche sind skeptisch. Ich bin ja auch im Gespräch mit den katholischen Kolleg:innen, die das neue katholische Gesangbuch, das Gotteslob, vor zehn Jahren gemacht haben. Die reiben sich die Augen, wenn sie unsere Zeitplanung hören. Aber wir bleiben zuversichtlich ...

*Es gibt ja viele in unserer Kirche, die finden den klassischen Gottesdienst, zumal am Sonntagmorgen, gar nicht mehr so wichtig und die haben deswegen auch wenig Interesse an einem Gesangbuch. Was bedeutet das? Ist dann so ein Gesangbuchprojekt doch*

*eben etwas nur für die Kerngemeinde, die sehr Verbundenen, oder ist es ein volkskirchliches Projekt, das über den Raum des Gottesdienstes hinausgeht?*

BEATE BESSER: Gestartet sind wir schon in dem Geist eines volkskirchlichen Projektes. Ob sich das wird halten lassen, Stichwort Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung, muss sich zeigen. Aber ein Gesangbuch ist doch nicht nur das Rollenbuch für die Gottesdienstgemeinde, sondern sollte auch ein Individualbuch zur Nutzung zu Hause sein. Und mit dem geplanten digitalen Überbau des Onlineportals kann man es ja sogar zuhause und überall noch besser nutzen als in der Kirche. Meine Hoffnung ist schon, gerade durch die neuen digitalen Möglichkeiten, dass wir auch die Menschen erreichen, die nicht klassisch sonntags um zehn in die Kirche kommen.

Das Gespräch führte Reinhard Mawick am 19. Dezember per Videokonferenz.

**APS**

**MEHR SEIN**

12. Internationaler Kongress für Psychotherapie und Seelsorge — 17.–20. April 2024 in Würzburg

Anmeldung online: [www.APS-Kongress.de](http://www.APS-Kongress.de)

*pro und contra:*

## *Prostitution: Soll das Nordische Modell auch in Deutschland gelten?*



Foto: Ben Gross

Kerstin Neuhaus



Foto: Diakonie Deutschland

Maria Loheide

Mit dem Prostitutionsgesetz von 2001 fand eine erste Entkriminalisierung von Prostitution in Deutschland statt. Doch nun mehren sich die Stimmen, die ein Sexkaufverbot fordern, das heißt, die Freier sollen bestraft werden – das so genannte Nordische Modell. Für eine Einführung dieses Modells in Deutschland spricht sich Kerstin Neuhaus aus, Sozialarbeiterin und Mitarbeiterin beim „Bündnis Nordisches Modell“. Dagegen votiert Maria Loheide, Vorstand Sozialpolitik der Diakonie Deutschland.

## Auf der Seite der Frauen

Warum Deutschland einen Paradigmenwechsel in der Prostitution braucht

KERSTIN NEUHAUS

Die Legalisierung des „Sexkaufs“ in Deutschland führt zu mehr Gewalt gegen prostituierte Frauen. Durch die Einführung des Nordischen Modells würde die Nachfrage nach Prostitution langfristig zurückgedrängt.

Das Nordische Modell (NM) basiert auf vier Säulen: die Entkriminalisierung der prostituierten Personen, Unterstützung und Ausstiegsprogramme, Kriminalisierung aller Profiteure inklusive

der Nachfrage, also der Freier, sowie gesellschaftliche Aufklärung. Prostitution ist eine Form von Gewalt gegen Frauen. Die meisten Frauen geraten durch verschiedene Notlagen in die Prostitution, die durch Dritte ausgenutzt werden. Ihr Alltag ist von Gewalt und Fremdbestimmung geprägt.

Es sind die Freier, die mit ihrer Nachfrage einen Markt für Prostitution schaffen. Wer also diesen Markt unprofitabel für Dritte machen will, muss an der Nachfrage ansetzen. Freier sind aber nicht nur ein

wirtschaftlicher Faktor im System Prostitution – sie sind es, die den prostituierten Frauen schwere körperliche und psychische Schäden wie Infektionskrankheiten, innere Prellungen und Traumata zufügen. Grundsätzlich muss gefragt werden, ob wir es als Gesellschaft akzeptabel finden, wenn die Zustimmung zu einer sexuellen Handlung durch Geld erkaufte werden kann, während wir sonst ein anderes Verständnis von Konsens voraussetzen. Sexuelle Handlungen, die nicht auf gegenseitigem Einvernehmen beruhen, sind sexuelle Gewalt. Und genau

so wird die Prostitution auch von den meisten Frauen erlebt.

Oft heißt es, dass Prostitution unter dem Nordischen Modell in ein weniger geschütztes Dunkelfeld abdriften würde. Das ist in doppelter Hinsicht falsch. In Deutschland sind ungefähr 250 000 Frauen in der Prostitution. Ende 2022 waren jedoch nur 28 280 Personen nach dem Prostitutionschutzgesetz angemeldet. Folglich befinden sich knapp 90 Prozent der Prostituierten heute schon im Dunkelfeld. Unsichtbar sind sie deshalb nicht: Sie werden auf Internetseiten „beworben“ und stehen auf den Straßenstrichs deutscher Städte. „Illegale“ Prostitution findet also unter dem Schutz eines legalisierten Prostitutionsmarktes statt. Das Bundeskriminalamt stellt fest, dass 16,4 Prozent aller Opfer von Menschenhandel 2022 sogar regulär angemeldet waren.

Eine Studie im Auftrag des EU-Parlaments zeigt, dass die Legalisierung des „Sexkaufs“ dem Menschenhandel Vorschub leistet. Prostitution kann nicht völlig im Verborgenen stattfinden. Sie muss für die Freier erreichbar sein. Wenn der Freier die Frau findet, kann es die Polizei oder die Soziale Arbeit auch. Nicht erst seit Corona findet die Anbahnung meist im Internet

und die Ausführung in Privatwohnungen oder Hotels statt. Diese Entwicklung ist überall unabhängig von der Gesetzeslage zu beobachten, und an sie müssen sich die Methoden der Sozialen Arbeit und Polizei anpassen.

Die Legalisierung des „Sexkaufs“ führt zu mehr Gewalt gegen prostituierte Frauen. Seit der Legalisierung im Jahr 2002 sind über einhundert Morde an prostituierten Frauen in Deutschland dokumentiert, während in Schweden seit Einführung des Nordischen Modells 1999 kein einziger Mord bekannt ist. Unter dem Nordischen Modell haben die Frauen das Gesetz auf ihrer Seite. Der Freier weiß, dass er ein hohes Risiko eingeht, wenn er sich nicht an Vereinbarungen hält. In Deutschland hingegen sind die Freier in der besseren Position, weil der wirtschaftliche Druck, unter dem die Frauen stehen, so hoch ist, dass sie alles an sexuellen Praktiken anbieten müssen. Die geltende Kondompflicht wird von den Freiern umgangen, wie Webseiten belegen, die explizit Prostitutionsstätten auflisten, in denen Prostitution ohne Kondom zu haben ist.

Das Nordische Modell wirkt, wo es umgesetzt wird: In Schweden ist die Straßenprostitution um mehr als 50 Prozent

zurückgegangen, 72 Prozent der Bevölkerung befürworten das Gesetz. In Frankreich konnten seit der Einführung 2016 bereits 1247 Frauen von Ausstiegsprogrammen profitieren. Eine repräsentative Umfrage zeigt, dass in Schweden sieben Prozent der männlichen Bevölkerung schon einmal für sexuelle Handlungen bezahlt haben, also weniger als jeder zehnte Mann. In Deutschland sind es 26 Prozent, also mehr als jeder vierte. In Deutschland gaben 80 Prozent der befragten Freier in einer Studie an, dass sie aufhören würden, wenn sie sich strafbar machen.

Das Nordische Modell stärkt die Rechte von Frauen in der Prostitution und ihren

*Prostitution bedeutet Gewalt und keine sexuelle Dienstleistung.*

Zugang zu Unterstützung. Doch vor allem schützt es Frauen davor, überhaupt erst in die Prostitution zu geraten, indem die Nachfrage langfristig zurückgedrängt und die Gewalt, die Prostitution ist, klar benannt wird, statt sie weiter als „sexuelle Dienstleistung“ zu verklären. ◀

## Selbstbestimmung stärken

Warum ein Sexkaufverbot das Elend vieler Betroffener vergrößern würde

MARIA LOHEIDE

**Der von Deutschland bisher eingeschlagene Weg in der Prostitution ist richtig: Regulierung der Bordellbetriebe, keine Kriminalisierung von Prostitution, sondern Stärkung von Selbstbestimmungsrechten. Nur so wird die Situation der hier arbeitenden Menschen verbessert.**

Die mit viel Engagement – und leider auch Polemik – geführte Debatte über ein Sexkaufverbot in Deutschland geht an der eigentlichen Frage „Was hilft?“ vorbei. Denn die oft prekäre Lebenssituation vieler Menschen, die in der Prostitution

tätig sind, ist für alle Menschen mit sozialem Gewissen, und erst recht für Christinnen und Christen, unerträglich und muss gelindert werden. Dieses Ziel motiviert mich, und sicherlich auch viele Befürworter\*innen eines Sexkaufverbots. Hier gibt es einen „Common Ground“, auf dem sich konstruktiv streiten lässt, auch über das Nordische Modell.

Prostitution ist ein komplexes Phänomen. Und eine gesellschaftliche Realität. Ganz gleich, welche moralisch-ethische Haltung man dazu einnimmt, dass Freier sexuelle Dienstleistungen nachfragen. Die Diakonie als der soziale Dienst der evangelischen Kirchen unterstützt seit Jahrzeh-

ten Menschen in der Prostitution. Aufgabe der Diakonie ist es dabei, Menschen zu begleiten, ihre Rechte zu stärken und sie dabei zu unterstützen, dass sie ihren Weg selbstbestimmt finden.

Ein Sexkaufverbot, wie es das Nordische Modell vorsieht, scheint eine vermeintlich einfache Lösung für dieses komplexe Problem zu bieten. Doch in der Umsetzung würde dadurch das Elend vieler Betroffener vergrößert.

Denn wer Prostitution kriminalisiert, schafft sie damit nicht aus der Welt, sondern verdrängt sie in die Illegalität – mit allen negativen Folgen für die zumeist Frauen, denen andere Erwerbswege kurz- und

mittelfristig nicht offenstehen. Im Dunkel der Illegalität sind sie für aufsuchende Sozialarbeit kaum noch zu finden; eine effektive Beratung – auch zum Ausstieg – findet nicht mehr statt. Drogensucht, Armut, ein ungeklärter Aufenthaltsstatus, Gewalterfahrungen: All das muss besprochen und mit den Menschen auf Augenhöhe bearbeitet werden, um Kreisläufe zu durchbrechen und bessere Perspektiven zu öffnen. Ein Sexkaufverbot würde dies konterkarieren.

Es ist eine Tatsache, dass in einem illegalen Gewerbe die Schwächsten am meisten leiden. Und die Schwächsten, das sind hier all die Menschen, die der Prostitution nachgehen. Sie wären in einer deutlich schwächeren Position als heute. Eine selbstbestimmte Ausübung der Prostitution und die Gesundheitsvorsorge wären deutlich erschwert. Prostituierte wären isoliert und nicht geschützt vor Gewalt oder Ausbeutung. Es ist ein Straftatbestand, wenn Freier Gewalt ausüben. In der Illegalität ist das Ahnden einer solchen Straftat ungleich schwieriger.

Auch das Argument, mit einem Sexkaufverbot könnten Menschenhandel und Zwangsprostitution besser verfolgt werden,

läuft ins Leere. Schon heute ist es möglich, diese schweren Straftaten mit aller Härte zu verfolgen, das Problem ist: Es geschieht nicht konsequent genug. Deutschland hat kein Regelungs-, sondern ein Vollzugsdefizit. Auch hier würde ein Sexkaufverbot nicht weiterhelfen.

Was also hilft, wenn die gut gemeinte, aber nicht tragfähige Lösung Sexkaufverbot nicht funktioniert? Ich meine: nur beharrliche Arbeit. Die Rechte von Prostituierten müssen gestärkt und Angebote zur Bera-

*Deutschland hat kein Regelungsdefizit, sondern ein Vollzugsdefizit. Ein Sexkaufverbot hilft nicht weiter.*

tung ausgebaut werden. Neue Perspektiven – auch außerhalb der Prostitution – können sich nur öffnen, wenn Prostitution legal an möglichst sicheren Arbeitsorten stattfindet. Parallel müssen Polizei und Justiz besser qualifiziert und ausgestattet werden. In die Evaluation des Prostituiertenschutzgesetzes müssen zwingend auch Wissenschaft und Sozialarbeits-Erfahrung einbezogen und

ernst genommen werden. Wo nötig, müssen Gesetze geändert werden. Dies alles mit Respekt vor der Menschenwürde und vor der Freiheit der Menschen, um die es geht.

Mit dem Prostitutionsgesetz von 2001 fand eine erste Entkriminalisierung von Prostitution statt. Prostituierte können sich seither unter anderem in den gesetzlichen Kranken-, Arbeitslosen- und Rentenversicherungen versichern sowie ihren Lohn einklagen. 2016 hat der Bundestag den gewählten Ansatz der Regulierung erweitert und sich gegen eine Kriminalisierung von Prostitutionstätigkeit und deren Nachfrage entschieden. Grundlage dieser Entscheidung war die Überzeugung, dass eine verbesserte Rechtsposition der Prostituierten in Kombination mit kontrollierenden Elementen am besten geeignet ist, Ausbeutung und Zwang zu reduzieren.

Dieser von Deutschland bisher eingeschlagene Weg ist richtig: Regulierung der Bordellbetriebe, keine Kriminalisierung von Prostitution, sondern Stärkung von Selbstbestimmungsrechten. Nur so wird die Situation der hier arbeitenden Menschen verbessert. Das muss unser gemeinsamer Weg sein, denn er hilft. ▽

### BEGEGNUNG UND DISKUSSION

## Evangelische Publizistik – wohin?

28.2. – 1. 3.2024 | Evangelische Akademie Tutzing

Die evangelische Publizistik befindet sich in schwierigen Fahrwassern, insbesondere die auf zahlende Kundschaft angewiesene journalistische Printpublizistik. Parallel zu den sinkenden Kirchenmitgliedszahlen haben auch Kirchengebietszeitungen und evangelische Magazine mit Auflagen- und Resonanzverlusten zu kämpfen. In dieser Begegnungstagung von Medienschaffenden, Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, sowie Kirchenleitenden stehen Fragen zu und Diskussionen über Auftrag, Aufstellung und Zukunft des kirchlichen Journalismus im Mittelpunkt.

Leserinnen und Leser sind herzlich willkommen!

Weitere Infos:



Tagungsprogramm,  
Referierende, Preise,  
Ort und Anreise



EVANGELISCHE AKADEMIE  
TUTZING

zeitzeichen

# Die Demokratie ist erheblich gefährdet

Was die Kirchen gegen die rechtsextreme Gefahr in Ostdeutschland tun können

DIRK THESENVITZ

Können die Kirchen in Ostdeutschland Bollwerke der Demokratie für die Zivilgesellschaft sein? Diese Frage treibt mich um – nicht erst seit den besorgniserregenden Prognosen für den Ausgang der bevorstehenden Landtagswahlen in drei der fünf Bundesländer auf dem Gebiet der früheren DDR. In Brandenburg, in Sachsen und gerade in Thüringen droht eine relative Mehrheit für rechtsextreme Parteien, die sich dort drei Krisenphänomene zunutze machen, die die Bevölkerung aktuell der Ampelregierung anlastet: die Verunsicherung durch gestiegene Energiepreise seit dem russischen Angriffskrieg auf die Ukraine, die ökonomischen Folgen der ökologischen Wende für die Kosten des Alltags und des alltäglichen Komforts, die Herausforderung durch die Zuwanderung nach Deutschland, die auch den Osten nach 30 Jahren langsam, aber sicher ethnisch und kulturell vielfältiger werden lässt. Hinzu kommen mit politischer Ambition geschickt

gesetzte psychologische Reize, die tief sitzende Abwehrreflexe gegen Minderheiten ebenso triggern können wie eigene Identifikationen als grundsätzlich „Benachteiligte der Geschichte“. Das streichelt die (Volks-)Seele und erzeugt ein Gefühl der eigenen Erhabenheit, in das sich wahlweise stereotypisierte Elemente von Opferrolle und/

oder Heldenmythos einschmelzen lassen. Was sollte ausgerechnet die Kirche in Ostdeutschland aus ihrer Minderheitenposition einem solchen vergifteten Wohlfühlangebot entgegenhalten können?

Katrin Göring-Eckardt, grüne Vizepräsidentin des Bundestags und einst Vizepräsidentin der EKD-Synode, steht als Thüringerin wie keine zweite Spitzenpolitikerin für die Trias Kirche-Ampel-Osten. Sie warnt beharrlich seit Jahren vor dem mangelnden Respekt für ostdeutsche Biografien und Lebensleistungen, verweist auch 2018 auf noch fortbestehende, teils strukturelle Un-

gerechtigkeiten zwischen West und Ost. Inzwischen – fünf Jahre später – ist aber selbst sie der Meinung, dass manche Ostdeutsche „in der Demokratie nicht angekommen sind“. Das ist 33 Jahre nach der Wende ein betrübliches Urteil über die Gefährdung der Demokratie in den „Neuen Ländern“. Eine Warnung, die uns auch in den Kirchen auf den Plan rufen muss.

Ich glaube, dass die Gefährdung der Demokratie „östlich der Elbe“ eine erhebliche ist, die zugleich auf vielen verschiedenen Faktoren beruht. Der sozialökonomische wird oft vermutet und in der politischen Debatte häufig genannt. Ich halte ihn aber im Kern für nebensächlich. In der AfD, die aktuell sicher die größte von mehreren Institutionalisationen der genannten

Demokratiegefährdung ist, engagieren sich reihenweise auch „Besserverdienende“, Menschen mit komfortablem Beamtenstatus, Populist\*innen jeder Art und Einkommensklasse. Und jeder Konfession. Man beschreibt die wirksame Motivation nicht annähernd genau, wenn man die Wählerschaft über ihre vermutete Situation als ökonomische Verlierer definieren will. Bei *Verlustängsten* ist man da schon näher an der Wurzel des Übels. Erweitert man diese Missempfindung zur Angst vor Statusverlust und vor Veränderungen insgesamt, dann erfasst man damit auch den Nährboden der Angst vor „den Fremden“ – oder vor dem Fremden an sich. Umgekehrt sind natürlich weder im Osten noch im Westen Menschen mit geringem Einkommen deshalb zwangsweise fremdenfeindlich oder veränderungsunwillig. Ich kann mir aber vorstellen, dass die tradierte Normalitätsvorstellung und die lange Zeit berechnete

Homogenitätserwartung an die soziale Umgebung östlich der Elbe sich von Gegenden unterscheiden könnten, die nach der Uniformierungsphase 1933–1945 schon ein paar Jahrzehnte länger (wieder) mit Veränderungen und Vielfalt als Normalität umgehen durften/sollten/mussten.

Die Sicherheit des Bestehenden, des Vorhersagbaren und des staatlich Garantierten kann fraglos beruhigend wirken und in ihrer objektiven Enge subjektiv als Schutz empfunden werden.

Das zu hinterfragen, egal in welcher Dimension, kann dann nicht nur als unnormal, sondern auch als Störung, als Angriff oder gar als Verrat gesehen werden. Dass Sicherheit und Ordnung thematisch bei der AfD so hoch im Kurs stehen, könnte das passende politische Angebot sein, das solche Verlustängste gleichzeitig schürt und beantwortet.

Ohne Zweifel haben die Kirchen im Osten unabhängig von ihrer zahlenmäßigen Größe den Auftrag und auch die Chance, für die gefährdete Demokratie wie die Frau zu wirken, die im Gleichnis Jesu den Sauer Teig unter die drei Scheffel Mehl mengt, bis dieser ganz durchsäuert ist. Ob man den Kirchen jedoch in der öffentlichen Wahrnehmung diese Rolle als Bollwerke der Demokratie abnimmt, wird nicht zuletzt davon abhängen, wie demokratisch und transparent sie den eigenen Umgang zwischen ihren gewählten Organen und der Basis gestalten. Nach einem stark belasteten Jahr 2023 weiß die Jahreslosung 2024 hier guten Rat: „Alles, was ihr tut, geschehe in Liebe.“ (1. Korinther 16,14) ◀

Dirk Thesenvitz ist Ökumenereferent der Evangelischen Jugend in Deutschland und war zuvor für das „Aktive Museum Faschismus und Widerstand“ in Berlin tätig.



Foto: privat

**Die Kirchen sollten Bollwerke der Demokratie sein.**



Anselm Kiefer: *Der gestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir*, 1997. Galerie Thaddaeus Ropac/  
© Anselm Kiefer. Foto: Ulrich Ghezzi

# Das moralische Gesetz in mir

Eine Ausstellung über Immanuel Kant in der Bundeskunsthalle Bonn

HELMUT KREMERS

In der Bundeskunsthalle Bonn wagt man eine Ausstellung mit neuem Konzept und dies ausgerechnet über Immanuel Kant, den Giganten jeden philosophischen Denkens über die Vernunft. *zeitzeichen*-Chefredakteur i. R. Helmut Kremers hat sie gesehen.

Eine Ausstellung über einen Philosophen? Gar den Philosophen? Den Mann, der dicke, wirklich alles andere als leicht verständliche Bücher über das Wesen und den Gebrauch der Vernunft geschrieben hat? Dessen Aufforderung „Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen“ – für die Nachwelt zum Erkennensmotto für die Aufklärung wurde? Eine Ausstellung, die sich doch an das Sehen richtet? Und die darüber hinaus auch noch einen neuen Weg gehen will, auf den sich sogar die Jugend locken lassen soll?

Man hat sich also viel vorgenommen für die Ausstellung in der Bonner Bundeskunsthalle. Es geht um keinen Geringeren als Immanuel Kant, geboren am 22. April 1724, den absoluten Großmeister aller Vernunftphilosophie. Bevor er dies aber wurde, dauerte es ein wenig, denn er zählte keineswegs zu den „Frühvollendeten“, denen die Nachwelt schon deswegen Kränze flicht. Als junger Mann war er ein eleganter

*Nach dem Ende des Mittagsschlafes diskutierten Green und Kant über Gott, die Welt, die Vernunft.*

Magister, was schon seinem Äußeren abzulesen war: Er trug für gewöhnlich nicht das Schwarz des Gelehrten, sondern schritt farbenfroh wie die Weltleute daher. Im Übrigen war er auch bei seinen Einladungen

ein charmanter Plauderer, der auch die Damen zu amüsieren wusste.

Allerdings: die Damen. Das weibliche Geschlecht. Welchem Mann, und sei er noch so sehr Geistesmensch, könnte man in dieser Hinsicht nicht die eine oder andere Anekdote nachsagen? Nicht so Kant. Er blieb sein Lebtag Hagestolz, wie man damals einen Junggesellen nannte, und dies wohl aus Überzeugung, auch wenn detektivische Geisteswissenschaftler herausgefunden haben wollen, dass er dann und wann mit der Aufgabe dieses Status gespielt habe.

Welch ein Unterschied aber zu dem alten Kant! Von ihm ist überliefert, dass die Bürger ihre Uhr danach stellen konnten, wann er sein Haus verließ, um zu einem Freund zu gehen. Der schlummerte angeblich schon in einem von zwei Lehnssesseln, in dem anderen ließ sich Kant nieder. Erst nach dem Ende des freundschaftlichen



Mittagsschlafes diskutierten die beiden über Gott, die Welt, die Vernunft.

Allerdings ist nicht ganz auszuschließen, dass es der Freund war, der auf diese phänomenale Pünktlichkeit pochte, der Engländer Joseph Green, der geradezu fanatisch den eigenen Maximen folgte – überliefert ist die Anekdote, dass Kant sich zu einer Verabredung zu einer Ausfahrt mit ihm um zwei Minuten verspätet habe, worauf Green mit seiner Kutsche an ihm vorbeifuhr, ohne anzuhalten.

Kant hatte mit 56 Jahren seine *Kritik der reinen Vernunft* vorgelegt, ein Werk von so niederschlagender Kompliziertheit und Geistesschärfe, dass selbst der damals auch sehr berühmte Philosoph Moses Mendelssohn, dem Kant das Werk zugeschickt hatte, bekannte, er käme damit nicht zu Rande.

## Wie eine Bombe

Dieses Opus Magnum schlug denn auch verlegerisch keineswegs ein wie die sprichwörtliche Bombe; Kant sah sich genötigt, ihm eine etwas leichter verständliche Schrift hinterher zu schicken, mit dem schönen Titel „Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft auftreten können“. Plötzlich war dann der Ruhm da – und er dauert an, bis heute setzen sich Philosophen und Philosophinnen mit seinem Werk auseinander.

Aber zurück zur Ausstellung. Wie kann es gelingen, so jemanden dem Publikum, gar der Jugend, näherzubringen? Zunächst



Mittagsbüchlein Immanuel Kants, 17. August – 25. September 1802. Foto: Ostpreussisches Landesmuseum, Lüneburg

einmal dadurch, dass man sich in erster Linie seines Leben, seiner Lebensumstände annimmt. Das tut man in Breite. Natürlich zählt dazu auch die Schilderung seines (annähernd lebenslangen) Wohnortes, Königsberg in Ostpreußen. Von ihm hat er sich kaum einmal entfernt, auch wenn er sich in seiner Jugend gelegentlich an einigen Orten nicht fern der Provinzstadt als Hauslehrer verdingte und später immer mal wieder das gebildete Grafenpaar Keyserlingk auf ihrem Landgut besuchte. Berufungen an andere Universitäten, die vorkamen, lehnte er ab, obwohl er sich dort finanziell besser gestanden hätte.

Im Eingangsbereich der Ausstellung wird auf einem gewaltigen Bildschirm eine Virtual-Reality-Darstellung der Stadt Königsberg im 18. Jahrhundert gezeigt; nostalgische Gefühle sind da wohlfeil. Heute ist Königsberg Hauptstadt einer russischen Exklave und heißt Kaliningrad, benannt nach einem obskuren sowjetischen Politiker.

Was Kants Herkunft angeht, so ist festzuhalten, dass er aus einfachen Kreisen stammte, sein Vater war „Riemer“, also ein Handwerker, der Pferdegeschirre und dergleichen herstellte. Seine Eltern waren Pietisten, und so hat man von jeher darüber spekuliert, ob dies der Grund war, dass Kant

Ausstellungsansicht in der Bonner Kunsthalle.





Johann Theodor Puttrich:  
Kant-Silhouette Spaziergänger, 1798.  
© Leihgabe Stiftung Königsberg/  
Ostpreußisches Landesmuseum,  
Lüneburg.

den Gottesgedanken nicht aufgeben wollte. Mit vierzehn verlor Kant seine Mutter – auf sie führte er seine schwächliche Konstitution und seinen Verstand zurück. Kant konnte dann das Collegium Fridericianum besuchen, der Pfarrer war auf das Talent des Jungen aufmerksam geworden.

Auffallend ist aber, dass in Ausstellung und Katalog Kants Auffassung, der Gottesglaube sei eine Folge der praktischen Vernunft, mit, gelinde gesagt, großer Zurückhaltung behandelt wird.

Die Metaphysik als Glaube an Gott oder auch nur göttliche Kräfte hatte Kant in der *Kritik der reinen Vernunft* zerstört. Er war David Hume darin gefolgt, dass die menschliche Vernunft nur das erkennen könne, was die Sinne ihr liefert, aber dann, in der *Kritik der praktischen Vernunft*, erklärt er es zu einem Gebot der praktischen Vernunft (der im Leben der Menschen der Vorrang gebühre), an Gott und die Unsterblichkeit zu glauben. Für ihn war das „moralische Gesetz in uns“ auch die Grundlage aller Religion, nicht, wie bisher, umgekehrt.

### Gott und die Unsterblichkeit

In der Praktischen Vernunft findet sich einer der berühmtesten Aussprüche Kants: „Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: Der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir.“ – Mit diesem moralischen Gesetz hat es aber so seine Schwierigkeiten, nicht nur, weil es so vielen Menschen zu fehlen scheint (es gehöre zur menschlichen Freiheit, befand Kant, dass der Mensch auch radikal böse sein kann), auch, weil es so interpretiert werden kann, als sei nur das Handeln nach diesem Gesetz wirklich „sittliches“ Handeln. Wo sich die Neigung einmische, sei es zumindest mit der Reinheit des Impulses dahin. So verstand es auch Schiller, der sich lange und intensiv mit Kants Philosophie auseinandersetzte und der bemängelte (zitiert im Katalog Seite 146): „Gern dien ich den Freunden, doch thu ich es leider mit Neigung, / Und so wurmt es mir oft, dass ich nicht tugendhaft bin.“ Der Katalog tut diesen Einwand kurz ab: „Kant sah keinen Widerspruch zu Schillers Überlegungen. Wird die Achtung noch durch andere positive Gefühle oder Charakterzüge begleitet, tut dies dem ethischen Antrieb keinen

Abbruch“ (ebd.). – Für Kant aber gab es nichts Gutes außer dem „guten Willen“. Ob sich mit dem Spruch „Gut gemeint ist noch lange nicht gut“ eine volkstümliche Kritik an Kant artikuliert hat, ist nicht überliefert. Aber wo er Recht hat, hat er Recht: ohne praktische Vernunft keine Ethik, ohne Ethik kein gesellschaftliches

*Für Kant aber  
gab es nichts Gutes  
außer dem  
„guten Willen“.*

Zusammenleben. Nebenbei sei bemerkt, dass es sowohl in der Philosophie als auch in der evangelischen Theologie Theoretiker gab, die gerade aus dem kantischen Rationalismus das Recht und die Pflicht ableiteten, auf der irrationalen Vernunftferne des Glaubens zu bestehen. Noch heute wird gern in Theologie und Kirche die unbedingte Geschiedenheit von Vernunft und Glauben betont – hinsichtlich der drei berühmten Fragen Kants am Ende der „Kritik der reinen Vernunft“ nichts anderes als eine Immunisierungsstrategie: „Was kann ich wissen? Was soll ich tun? Was darf ich hoffen?“

Was die Ausstellung angeht: Die Kuratoren der Ausstellung Agnieszka Lulinska und Thomas Ebers haben eine neue und interessante Weise gefunden, die Neugier





Die berühmten Fragen Kants am Ende der „Kritik der reinen Vernunft“ sind in die Ausstellung integriert.

auf jemanden zu wecken, der zwar seit 220 Jahren (1804) tot ist, dessen Denken aber bis heute zumindest für die westliche Welt Leitcharakter hat, auch wenn nicht zu leugnen ist, dass es nach Kant allerhand große Philosophie gegeben hat, darunter auch manche Revolte gegen sein Vernunftdenken. Zunächst noch die Extremkletterer der Vernunft, Hegel, Fichte, schließlich Marx, der Hegel (und mit ihm auch Kant) nach eigenem Verständnis vom Kopf auf die Füße gestellt hat – „zuerst kommt das Fresken, dann kommt die Moral“, wie Bertolt Brecht zuspitzte.

Dann die Zweifler, die Romantiker. Die Romantik war ja alles andere als das verzückte Schnuppern an Blümchen, sie bestand vielmehr darauf, dass die menschliche Existenz eine Nachtseite habe, die die Aufklärung (Enlightenment, verlichting) mit ihrem Lichtprogramm nicht völlig auszuleuchten vermag – später, in der zweiten Hälfte des Neunzehnten Jahrhunderts, wollte Friedrich Nietzsche nicht anerkennen, dass die Vernunft einen unübersteigbaren Gipfel der Menschheit darstellt.

Die Kritik der reinen Vernunft, die Kritik der praktischen Vernunft, die Kritik

der Urteilskraft: Das Wort „Kritik“ heißt in jedem Falle, Grenzen zu erforschen, nicht etwa, jeweils aufzuzählen, was einem nicht passt (zu welchem Missverständnis der heutige Gebrauch des Wortes Anlass geben könnte). Und wenn es um den Inhalt

*Das Wort „Kritik“ heißt für Kant, Grenzen auszuforschen, und nicht etwa das, was einem nicht passt.*

der kantischen Philosophie geht, kann auch diese Ausstellung nicht anders und sich mit der Präsentation vieler Seiten seiner Philosophie behelfen. Dass diese dort von vielen intensiv gelesen werden, ist nicht anzunehmen – kein Schade, solange der erste Funke der Neugier zündet.

Ist sie also möglich, die Ausstellung über den Philosophen, der die Vernunft erforscht hat wie kein zweiter? Ja, sie ist möglich, und dies gar verbunden mit einer bündigen Einleitung in Kants Denken. In der Bundeskunsthalle Bonn wurde es bewiesen. ◀

#### INFORMATION

Die Ausstellung „Immanuel Kant und die offenen Fragen“. Bundeskunsthalle Bonn, bis 17. März 2024, [www.bundeskunsthalle.de/ausstellungen](http://www.bundeskunsthalle.de/ausstellungen).

Kants Tischgesellschaft.



# Heilsames Hinsehen

TRAUGOTT SCHÄCHTELE

## Spiel des Lebens

SONNTAG ESTOMIHI, 11. FEBRUAR

**Tu weg von mir das Geplärr deiner Lieder; denn ich mag dein Harfenspiel nicht hören!**  
(Amos 5,23)

Die Konturen der zurückliegenden Weihnacht haben sich schneller als gedacht aufgelöst. Und bald steht die Passionszeit vor der Tür. Aber zunächst ist Predigen im theologischen Hinterland angesagt. „Vorpassionszeit“ wird diese Zeit im liturgischen Kalender genannt. Und sie – genauer: der heutige Predigttext – bietet die Gelegenheit, sich einmal über das Wesen der Liturgie Gedanken zu machen. Wenn wir ernst nehmen, was das Buch Amos als Gottesrede überliefert, ist das Urteil schnell gefällt: Gott hat kein Interesse an unseren Opfern. Das Geplärr der Lieder tut seinen Ohren weh. Gutes bewirken sie auf keinen Fall. Weder Orgel- noch Band-Musik findet bei Gott Gefallen. Auch nicht Gregorianik oder Choräle. Was Gott will, ist vielmehr ein Überfließen von Recht und Gerechtigkeit.

Aber so kann es doch wirklich nicht gemeint sein. Oder? Daher ein zweiter Anlauf. Auf die recht gefeierte Liturgie kommt es an, auf gesungene Worte, die aus einem umkehrwilligen Herzen kommen, und auf Klänge, die nicht einfach betören, sondern aufrichtig sind, Liturgie als gesungenes Bekenntnis und Opfer, die mich etwas kosten.

Es gäbe aber noch eine dritte Variante. Und sie kommt Amos womöglich am nächsten: Liturgie als Spiel des Lebens. Lieder als Widerhall meines Glaubens. Als ins Leben gezogene Gottsuche. Opfer als liturgisch inszenierte Entsprechung eines Lebens, in dem der Einsatz für Recht und Gerechtigkeit im Zentrum meines Handelns steht.

Bonhoeffer fasste das in die bekannten Worte: „Nur wer für die Juden schreit, darf auch gregorianisch singen!“ Liturgie nicht als ästhetischer Zierrat, um die eigene Gottes-

verdrängung zu vertuschen. Vielmehr soll sie Ausfluss eines Lebens sein, in dem der ganze Einsatz den Ausgegrenzten und Zukurzgekommenen gilt – sogar dann noch, wenn es nur um das rechte Gotteslob und die ehrliche Klärung meiner Gottesbeziehung gehen soll. Da kommen die Möglichkeiten der Liturgie als gottesdienstlich inszenierte Konsequenz des Einsatzes für Recht und Gerechtigkeit in dieser Welt gerade recht, nicht als erbauliche Inszenierung ohne Lebensbezug.

## Dienende Engel

INVOKAVIT, 18. FEBRUAR

**Wiederum führte ihn der Teufel mit sich auf einen sehr hohen Berg und zeigte ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit und sprach zu ihm: Das alles will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest.** (Matthäus 4,8–9)

Tag für Tag wird mir dieser Blick angeboten. Er springt aus der Zeitung entgegen, flimmert über den Bildschirm und leuchtet in den Geschäftsstraßen unserer Städte aus jedem Schaufenster. „Das alles kannst du haben!“, lautet das Motto, dessen Verlockung man erliegen soll. Aber den Teufel habe ich dabei nicht wahrgenommen. Eher eine kindliche Sehnsucht, dass alles gut wird, wenn es nur glänzend daherkommt, im Modus des Weiter, Größer und Schöner. Aber womöglich liegt gerade darin auch das Teuflische, in dem Irrglauben, dass mir nichts verwehrt bleibt und ich am Ende auf einem der Throne sitze, auf denen ich dem Himmel schon auf der Erde ganz nahekomme.

Ein Weltherrschertum der in die Irre Geführten! Es beruhigt mich, dass auch Jesus dem Anblick dieses irdischen Glanzes nicht entgehen konnte. Aber noch mehr beruhigt



Traugott Schächtele,  
Prälat i. R., Freiburg/Br.

mich, dass er sich nicht wegduckt, sondern dagegenhält. Zuerst geschieht das durch argumentierenden Widerspruch: „Wiederum steht auch geschrieben!“ Zuletzt aber mit einem eindeutigen Platzverweis: „Weg mit dir, Satan!“

Vielfach kann es in der beginnenden Fastenzeit mit dem zeitlich begrenzten Verzicht „Sieben Wochen ohne“ sein Bewenden haben. Wenn ich aber die Weltlage und meine eigene Verstrickung darin anschau, bräuchte es im einen oder anderen Fall womöglich doch ein nachhaltiges „Weg mit dir, Satan!“ Es bräuchte den Verzicht auf die trügerische Hoffnung, ich könnte mich wieder einmal in eine Zukunft durchwursteln und dass mich das Überleben der Natur und der kommenden Generationen wenig oder gar nichts kostet. Der Teufel, der mir beim ersten Blick oft entgeht, hat womöglich auch schon bei mir Unterschlupf gefunden. Als Jesus ihm Widerstand leistet und die Überzeugung entgegenschleudert, dass weniger mehr sein kann, macht er die Erfahrung, dass ihm die Engel dienen. Wer weiß, vielleicht nicht nur ihm.

## Bleibende Einsicht

REMINISZERE, 25. FEBRUAR

**Da machte Mose eine eiserne Schlange und richtete sie hoch auf. Und wenn jemanden eine Schlange biss, so sah er die eiserne Schlange an und blieb leben.** (4. Mose 21,9)

Vor einiger Zeit verirrte sich eine Schlange in unser Haus. Und ein tierkundiger Nachbar identifizierte sie als Kreuzotter. Ich war heilfroh, als die warme Sonne sie wieder ins Freie lockte. Denn ich fröstle immer etwas, wenn ich es mit Schlangen zu tun bekomme. Wahrscheinlich hatte ich deshalb schon als Kind meine Mühe mit der Geschichte von der „ehernen Schlange“. Das Bild der feurigen Schlangen, die sich mit einem tödlichen Biss durch die Menschen winden, weckte in mir Grauen und Furcht.

Höchst interessant ist aber die auf den ersten Blick überraschende Rettung, die Gott anbietet: Anstelle des ängstlichen Starrens auf die tödlich-feurigen Schlangen sollen die Menschen den Blick auf eine Schlange aus Metall richten, die sich um einen Stab windet. Nicht wegsehen ist also der Ausweg, sondern das Hinsehen, der heilsame Perspektivwechsel. Die feurigen Schlangen werden durch die metallene in Schach gehalten und ihrer tödlichen Kraft beraubt. Diese homöopathische Schlangenmedizin findet sich auch in den Heilerzählungen aus alter Zeit, nicht zuletzt in der Äskulapfabel. Kein Wunder, dass die Schlange mit dem Stab bis heute das Erkennungszeichen vieler Apotheken ist. Medizin, die leben lässt – daran erinnert diese Schlange.

Seit den ersten Jahrhunderten der Kirche wird in der christlichen Tradition das Abendmahl als Heilmittel der Unsterblichkeit verstanden und gefeiert. Dass Gott will, dass wir leben, bleibt für mich eine gesundmachend-bleibende Einsicht dieser Erzählung. Sie hilft gegen mein Schlangenfrösteln – aber auch gegen noch viel ernsthaftere Bedrohungen.

## Ja zum Menschen

OKULI, 3. MÄRZ

**Denn ihr wisst, dass ihr nicht mit vergänglichem Silber oder Gold erlöst seid von eurem nichtigen Wandel nach der Väter Weise, sondern mit dem teuren Blut Christi als eines unschuldigen und unbefleckten Lammes. (1. Petrus 1,18–19)**

Was sind wir Menschen Gott wert? Man kann die Bibel als eine kleine Bibliothek verschiedener Antworten auf diese Frage verstehen. Da wird – ganz am Anfang – der Mensch als Gottes Ebenbild erschaffen und damit als Geschöpf auf Augenhöhe beschrieben und bewertet. So heißt es in Psalm 8: „Was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst, und des Menschen Kind, dass du dich seiner annimmst? Du hast ihn wenig niedriger gemacht als Gott, mit Ehre und Herrlichkeit hast du ihn gekrönt. Du hast ihn zum Herrn gemacht über deiner Hände Werk, alles hast du unter seine Füße getan“ (Verse 5–7). Da werden Menschen – so die Offenbarung des Johannes – auch zur Rechten und zur Linken von Christus sitzen, um der endgültigen Gerechtigkeit Raum zu geben. Und mehr als alles drückt die Tatsache aus, dass Gott sich in Jesus aus Nazareth selbst den Bedingungen des Menschseins aussetzt: Gott kann sich das Gott-Sein ohne uns Menschen nicht vorstellen. Gottes Menschwerdung ist sein Ja zum Menschen als Geschöpf, dessen Wert aus Gottes Perspektive alle messbaren Größenordnungen übersteigt.

Der Verfasser des 1. Petrusbriefes hat keine Mühe, bei der Beantwortung der Frage nach dem Wert des Menschen auch Denkmuster der Ökonomie einzubeziehen und verweist auf den Wert der Edelmetalle Gold und Silber als Währung des Menschlichen. Aber weil er die Untauglichkeit der Taxierung des Menschen nach den üblichen Wertkategorien erkennt, verwirft er diesen Ansatz im selben Atemzug und bedient sich – wie bei den anderen Beispielen auch – theologischer Bewertungskriterien. „Erlöst“ – und damit bewertet – seien die Menschen durch das Blut Christi. Denn dieses sei im Gegensatz zu Gold und Silber nicht von einem Wertverfall gefährdet. Die Vitalität Gottes unterliegt eben gerade nicht den Bedingungen der Endlichkeit. Selbst wenn dem Briefschreiber entgeht, dass auch das Stichwort „Erlösung“ der Ökonomie entliehen ist, wird klar: Die Einsicht in die Bedeutung des – unendlichen! – Wertes des Menschen bei Gott ist ein Bekenntnisakt: zum bleibenden Wert und damit zur Würde des Menschen genauso wie zur Größe Gottes, die unsere Wertvorstellungen überschreitet. In den gegenwärtigen Debatten zur Kriegs- oder Friedentauglichkeit sollte dieses Bekenntnis zum Wert des Menschen, der alle ökonomischen Kriterien aushebelt, ganz oben stehen.

## Ja oder nein


LÄTARE, 10. MÄRZ

**Da sah ihn eine Magd im Licht sitzen und sah ihn genau an und sprach: Dieser war auch mit ihm. Er aber leugnete und sprach: Frau, ich kenne ihn nicht. (Lukas 22,56–57)**

Eigentlich beneide ich Petrus! Denn auch ich wünsche mir, dass jemand, der mein Tun und Lassen beobachtet, zu der Einsicht gelangt: Der ist ein Anhänger des Jesus von Nazareth.

Manchmal dürfte das schwer genug sein. Schließlich setzt sich mein Denken und Handeln aus einer ganzen Mixtur von Prägungen, Beweggründen und Absichten zusammen. Und noch diffiziler wird es, wenn es darum geht, wie ich auf diese Bewertung von außen reagiere. Habe ich das Gefühl, ich werde als ewig gestrig eingestuft. Oder als Angehöriger einer Gruppe, die derzeit medial – so heftig wie lange nicht mehr – mit Argwohn, Kritik und Ablehnung überzogen wird. Und wäre ich auch mutig genug, mit einem klaren „Ja“ zu antworten, wenn öffentliches Bekennen mein Leben in Gefahr brächte?

Petrus wehrt sich mit aller Kraft dagegen, auch nur im Ansatz mit diesem Aufwacher in Verbindung gebracht zu werden. „Ich kenne diesen Menschen nicht!“ Und was hätte es Jesus gebracht, wenn auch Petrus der Prozess gemacht worden wäre? Denn Petrus hätte ja vielleicht noch etwas für Jesus tun können. Dann ist es doch gut, er bliebe in der Nähe Jesu.

Einen Verrat hatte Petrus nicht im Sinn, eher einen taktischen Umgang mit der Wahrheit in guter Absicht. Und heute gehört das manchmal fast zum guten Ton. Aber genau hier liegt das Problem. Die Wahrheit ist nicht verhandelbar. Und manchmal gibt es Situationen, in denen man nur zwischen einem „Ja“ und einem „Nein“ entscheiden kann. Deshalb beneide ich Petrus um den Hahnenschrei, der ihn aufweckt und zur Umkehr bringt. Und geschadet hat ihm das nicht. Denn er bleibt eine Zentralfigur, ein „Fels“, seit den Anfängen der Kirche und mit großer Bedeutung bis heute. Ab und an schaden ein paar ehrliche Petrustränen also nicht. Im Gegenteil! 

# Verwoben mit Westafrika

Der Stoff für das Festgewand  
Boubou kommt aus Sachsen

TEXT: KLAUS SIEG  
FOTOS: JÖRG BÖTHLING





Die Firma Curt Bauer im Erzgebirge fertigte schon zu DDR-Zeiten den Damast, aus dem in Westafrika traditionelle Festgewänder für Männer geschneidert werden. Auch nach der Wende konnte das Geschäft trotz drohender Abwicklung weitergeführt und sogar ausgebaut werden. Klaus Sieg und Jörg Böhling haben sich die Produktion angeschaut.

**E**in grünes Tal im Erzgebirge. Fachwerkhäuser, historische Fabrikgebäude, schmucklose Gewerbehöfe und Jugendstilvillen säumen die Straße entlang des Flüsschens Zwickauer Mulde. Im 19. Jahrhundert war Aue-Bad Schlema ein bedeutender Standort für Maschinenbau, Blech- und Textilverarbeitung. Später kam der alles bestimmende Uranabbau hinzu. Bis heute ist die Kreisstadt Industriestandort, vor allem durch die Nickelhütte Aue.

Aber hier werden eben auch Stoffe für Boubous gewebt. Die traditionellen knöchellangen und meist bunt gemusterten Gewänder werden überwiegend von Männern in den muslimischen Ländern Westafrikas getragen. Zum Freitagsgebet in der



34 Maschinen stehen in den Produktionshallen im Erzgebirge.

Moschee, zu religiösen Festen, bei Hochzeiten und Beerdigungen. Gut situierte Menschen tragen ihren Boubou aber auch im Alltag. Besonders kostbar gearbeitete Boubous gelten als Statussymbol, von Würdenträgern und Wohlbetuchten. Manche wer-

kann auf eine lange Tradition zurückblicken. „Wir weben in der fünften Generation edle Damast-Stoffe“, erklärt die geschäftsführende Gesellschafterin Claudia Bauer.

Damast ist ein an speziellen Webstühlen fein gewebter Stoff mit figürlichen Mustern. Erstmals wurde er in China gefertigt. Über die Seidenstraße gelangte die Webtechnik dann über Indien, Persien und Syrien bis nach Europa. Früher wurde Damast aus Seide, Kammgarn oder Leinen hergestellt. Seit dem 20. Jahrhundert verwendet man dafür veredelte Baumwollfasern, die besonders fein und lang sind.

### Schmerzhafter Prozess

Die meisten Menschen kennen Damast in Form von hochwertigen Tischdecken oder Bettbezügen. Neben technischen Textilien machen diese 40 Prozent des Umsatzes bei der Curt Bauer GmbH aus. Mit 60 Prozent den größten Anteil aber stellen die edlen Boubou-Tücher für Westafrika.

Entstanden ist dieses Geschäft in den 1960er-Jahren. Das Außenhandelsministerium der DDR organisierte den Export, um

dringend benötigte Devisen in die Staatskasse zu fördern. Tischdecken und Bettzeug gingen in die Kaufhäuser des Westens, Boubous nach Afrika, organisiert von einem Hamburger Exporteur. Damals gab es auch in der Bundesrepublik noch große Damast-Fabriken, die Westafrika belieferten, den dafür bis heute weltweit größten Markt. Doch wie fast alle anderen Textilhersteller Deutschlands sind sie verschwunden.

Die Curt Bauer GmbH ist geblieben. Trotz Wende und drohender Abwicklung. „Für die Treuhand waren wir ostdeutsche Würstchen“, erinnert sich Seniorchef Michael Bauer. Der 69-Jährige hat zwar die Geschäfte an seine Tochter abgegeben, ist aber weiterhin beratend tätig. „Niemand hat damals eine Zukunft für Textilfabriken in Europa gesehen.“ Eine Entlassungswelle folgte. Von den einst 300 000 Beschäftigten in der DDR-Textilindustrie sind heute gerade noch 20 000 übrig geblieben. Auch bei Bauer schrumpfte die Belegschaft von 700 auf unter 100.

Ein schmerzhafter Prozess, auch für Michael Bauer. Aber er gab nicht auf und kurbelte das Afrika-Geschäft wieder an. Das Außenhandelsministerium der DDR war Geschichte. Doch Bauer nahm mithilfe eines ehemaligen Auslandskaders Kontakt zu dem Exporteur in Hamburg auf. Gleich zu Beginn gab es einen herben Rückschlag: 1992 wurde der CFA-Franc drastisch abgewertet, die bis heute in den ehemaligen französischen Kolonien geltende Währung. „Da ging von einem Tag auf den

*Die Webtechnik für Damast stammt aus China und erreichte über die Seidenstraße Europa.*

den sogar über Generationen weitervererbt. Im Senegal und im Niger, in Mauretanien und Gabun, Burkina Faso, Gambia oder Mali ist der Boubou ein häufiger Anblick. Oft, zumindest wenn es sich um ein edles Modell handelt, stammt sein Stoff aus dem sächsischen Erzgebirge.

In das Büro der Curt Bauer GmbH geht es über knarrende Holztreppen und altes Parkett, vorbei an bunten Fenstern und Ölgemälden mit den Porträts der Vorfahren, die bis 1983 mit ihren Familien in dieser Jugendstilvilla gelebt und von hier aus die Geschicke des Unternehmens gelenkt haben. Die Firma Curt Bauer GmbH





110 Mitarbeiter arbeiten an der Produktion des edlen Stoffes. Von den 1,5 Millionen Metern Stoff pro Jahr ist die Hälfte Damast für Westafrika.

Warum das Weben von Damast nicht so einfach ist, zeigt ein Rundgang durch die Produktion in der neu gebauten Halle des Unternehmens. Dort steht ein Park von 34 SUV-großen High-Tech-Webmaschinen. Jeweils 15 000 Längsfäden laufen über den so genannten Kettenbaum einer Maschine. Schnell und für das Auge kaum auszumachen stampfen und rattern deren Schäfte auf und ab. Sie spreizen die Kettfäden so auf, dass der Schussfaden eingeschossen werden kann. So entsteht das Gewebe, das am Ende der Maschine auf eine sehr große Rolle läuft. „Damast hat eine sehr hohe Fädendichte“, erklärt Claudia Bauer.

anderen wieder gar nichts mehr“, erinnert sich Bauer.

Es brauchte fünf Jahre, um das Geschäft mit den Boubous erneut anzukurbeln. Immer wieder gab und gibt es außerdem Probleme mit dem Transport, Verunsicherung durch abrupte Regimewechsel oder zahlungssäumige Kunden. Aber heute kann die Curt Bauer GmbH ihre 110 Mitarbeiter vor allem auch wegen des Afrika-Geschäftes halten. Von den 1,5 Millionen Metern Stoff pro Jahr ist die Hälfte Damast für Westafrika.

### Glänzend geklopft

Das Unternehmen aus Sachsen trifft mit seiner Qualität und seinem Design den Geschmack seiner westafrikanischen Kundschaft, die fast ausschließlich zur Oberschicht zählt, und trotz erfolgreich der billigeren Konkurrenz aus China. „Keep Cool by Bauer“ oder „Keep Elegant by Bauer“ steht auf den Broschüren des Unternehmens. Noch mehr aber zieht das „Made in Germany“ die Kundschaft an, das an den Rand der Damast-Bahnen eingewebt wird.

Bisher hat es niemand geschafft, in Westafrika eine lokale Produktion von Boubou-Stoffen aufzuziehen. Lokale Handwerker vor allem in Mali übernehmen jedoch das Schneiden sowie das Färben der Stoffe nach Kundenwunsch. Anschließend werden die durch das Färben stumpf gewordenen Stoffe mit großen Holzschlegeln auf einem Baumstamm wieder glänzend geklopft.





Besonders kostbar gearbeitete Boubous gelten als Statussymbol, bei Würdenträgern und Wohlbetuchten.

Noch wichtiger für die Qualität der Boubou-Stoffe aber ist die anschließende Veredelung. „Unser Afrika-Damast wird noch intensiver veredelt als die Tischdecken und die Bettwäsche“, so die studierte Textiltechnikerin weiter. Das Herzstück dessen ist eine, ebenfalls sehr große, Kalender-Maschine. In die Sonderanfertigung dieses Monstrums aus Stahl und Blech hat die Curt Bauer GmbH eine halbe Million Euro investiert. Über Details des Verfahrens will Claudia Bauer nicht sprechen. Schließlich gibt es noch Mitbewerber auf dem westaf-

Druck und großer Hitze. Heraus kommt ein Stoff mit einer glänzenden Oberfläche, die wie gewachst oder anderweitig beschichtet aussieht.

### Vielfältige Möglichkeiten

„Der Stoff muss zwischen den Fingern rascheln und leicht knirschen, und das auch noch, nachdem er mehrmals gewaschen wurde.“ Verkaufsleiter Ralph Meincken steht im Show Room, einem großen Raum in der obersten Etage des alten Fabrikgebäudes, mit breiten Tischen voller Stoffbahnen und einer Ecke mit Schaufensterpuppen, die in verschiedene Boubous gekleidet sind. Das durch die hohen Fenster fallende Tageslicht lässt die meist hellen Farben und Muster der Stoffe leuchten. Kreise, Quadrate, Rauten, Halbmonde, Sterne, Muscheln, geometrische oder florale Motive wechseln sich ab. Die Möglichkeiten sind vielfältig. „Nur Abbildungen von Menschen oder Tieren sind wegen des muslimischen Glaubens tabu.“ Seit 25 Jahren verkauft Ralph Meincken in Westafrika und in den großen Zentren der

*„Der Stoff muss zwischen den Fingern rascheln und leicht knirschen.“*


rikanischen Markt, wie etwa die österreichische Firma Getzner, die unter anderem im thüringischen Gera eine große Weberei betreibt. Nur so viel: In der Maschine drehen sich mehrere übereinander angeordnete, geheizte Walzen, zwischen denen der Stoff hindurchläuft. Und das unter sehr hohem

Diaspora wie Paris und London Stoffe für Boubous. Ein Drittel des Jahres ist er in Afrika unterwegs. „Der persönliche Kontakt ist dort sehr wichtig“, erklärt er. Nur so kann er Vertrauen aufbauen und herausfinden, was die Kunden mögen. Stoff von Bauer für einen Boubou kostet mit mindestens 120 bis 150 Euro das Dreifache der Konkurrenz aus China. Ein Lehrer oder Verwaltungsangestellter in den meisten Ländern Westafrikas muss dafür zwei Monate arbeiten.

### Mangel an Fachkräften

Dafür ist der Damast aus Sachsen sehr hochwertig, was Ralph Meincken immer wieder vor Ort verdeutlichen muss. Mit einem Kunden verbringt er zwei bis drei Tage. „Erst einmal ankommen, Tee trinken, viel herumsitzen, zuschauen und zuhören, nur so bekomme ich heraus, wen ich vor mir habe.“ Wie geht es der Familie? Wie laufen die Geschäfte? Was macht das neu gebaute Haus? Welche Torheiten hat sich die Regierung schon wieder geleistet? „Und wenn ein Kind des Kunden krank wird, fahre ich mit ins Hospital.“ Das eigentliche Geschäft wird erst in den letzten zehn Minuten so eines Besuches abgewickelt. Genau gleich allerdings verläuft ein Besuch nie ab. Dafür sorgt alleine die Unterschiedlichkeit der Länder. Im Senegal sind die Menschen sehr beweglich, interessieren sich für Mode und deren Wandel. In Mauretanien halten sie lange an Bewährtem fest. In den Communities in Paris oder London ist das Tempo schneller.

„Zuhause fallen sie aus allen Wolken, wenn ich erzähle, dass ich in Deutschland in einer Fabrik für Boubou-Stoffe arbeite“, sagt Abdoulaye Balde aus Guinea. Seit fünf Jahren lebt der 22-Jährige in Deutschland. Nach zwei Jahren Ausbildung bei der Curt Bauer GmbH arbeitet er dort als Maschinen- und Anlagenführer. Aus Stoffresten aus der Produktion hat der junge Mann sich bei einer Guineerin in Brüssel schon drei Boubous nähen lassen. „Mein nächster soll gelb werden“, erzählt er grinsend bei der Vorführung eines hellblauen Modells.

Zwei weitere Einwanderer aus dem Westen Afrikas arbeiten mittlerweile mit ihm hier. Noch zwei weitere sind in der Ausbildung. Claudia Bauer ist froh über diese Neuzugänge. Schließlich herrscht auch in Aue-Bad Schlema ein Mangel an Fachkräften. So ist das Textil-Unternehmen aus der sächsischen Provinz auf vielen Ebenen verwoben mit der großen, weiten Welt. 

## Statt Barth Schleiermacher

*Michael Heno* aus *Bad Mergentheim* zu *Ralf Frisch* „*Mebr Licht!*“ (zz 10/2023):

„Karl Barths Theologie aktueller denn je“, „eine Liebeserklärung“ an Barth, gegenwärtige Theologie „ohne Oberlicht“, Barths Lehre „ein echter Lichtblick unserer Zeit“ – so und ähnlich lauten die als „Barth redivivus“ zu verstehenden Glorifizierungsversuche des Nürnberger Theologen Ralf Frisch. Gegen die anthropozentrischen Tendenzen der heutigen Theologie müsse wieder „Gottes Gottheit“, das heißt, Gott als der „ganz Andere“, ernster genommen werden. Darin offenbart sich wieder einmal der unüberbrückbare gähnende Abgrund, der „garstige Graben“ zwischen Gott und Welt, die sich diametral feindlich gegenüberstehen. Die Welt, weit entfernt, Manifestation Gottes zu sein, steht unter dem Fluch der Gottferne, der Gottlosigkeit, der Sünde, des Todes. Die Wortführer dieser Weltverachtung scheinen nicht zu merken, dass mit solchem Zynismus alle wahren Kulturwerte, alles sittliche Ringen um Vervollkommnung – von Frisch als Moralismus verhöhnt – ad absurdum geführt werden. Würde nicht „mehr Licht“ die Theologie erhellen, wenn man Gott, Welt und Mensch organisch zusammen denkt, wie es zum Beispiel in der Mystik geschieht? Statt einer Barth-Renaissance würde ich mir lieber eine Schleiermacher-Renaissance wünschen,

Leserbriefe geben die Meinungen der Leserinnen und Leser wieder – nicht die der Redaktion.

Kürzungen müssen wir uns vorbehalten – und leider können wir nur einen Teil der Zuschriften veröffentlichen.

leserbrieft@zeitzeichen.net

seiner gefühlsmäßigen, ästhetischen Gesinnung entsprechend: „Was dem Dasein des Menschen seinen Sinn gibt, ist etwas Tatenloses: die im Gefühl erlebte Einheit mit dem Unendlichen.“ Michael Heno

## Stereotypes Bild

*Klaus Buchenau* aus *Berlin* zu *Kristin Merle/Hans-Ulrich Probst* „*Nicht salonfähig!*“ (zz 11/2023):

Wenn Frau Merle und Herr Probst meinen, unbedingt Erich Freisleben wegen antisemitischer Stereotypen rufmorden zu müssen, dann sollten sich die beiden einfach mal überlegen, ob sie nicht selbst ein stereotypes Bild vom Judentum haben, von dem Freisleben überhaupt nicht spricht. Wer denkt denn gleich, dass alles, was mit Kapital und informellem Einfluss zu tun hat, jüdisch sein muss? Es sind die Rezensierenden selbst, die diese Essenzialisierung aufrufen. Ich denke, wir sollten langsam anfangen, dialektischer zu denken. Was hier als „rechts“ gebrandmarkt wird, ist in Vielem ein positiver Impuls für die Demokratie, den wir aufnehmen sollten, im Sinne einer Antithese zum Bestehenden, das offensichtlich in einer tiefen Krise steckt (die Kirche selbst ist ja das beste Beispiel). Herauskommen sollte eine Synthese, nicht aber eine Abwehrschlacht der vermeintlich Liberalen, welche in der Form, wie die Rezensenten sie führen, ohnehin verloren ist. So wird die Überführung der Erinnerung an den Nationalsozialismus in eine tote, dogmatische Zivilreligion scheitern – an der unaufhebbaren menschlichen Kreativität, Fähigkeit und Notwendigkeit zum Neu-Durchdenken. Das ist natürlich, und wir sollten uns dem nicht versperren. Denken Sie allein an die Krise, in welche der Gazakrieg den amtlichen Philosemitismus in Deutschland geworfen hat! Solche Dinge lassen sich nicht wegdekretieren, daher sind einschüchternde Angriffe im Diskurswächterduktus fehl am Platz. Klaus Buchenau

## Von vornherein verunglimpft

*Hartmut Steeb* aus *Stuttgart* zu *Kristin Merle/Hans-Ulrich Probst* „*Nicht salonfähig!*“ (zz 11/2023):

Wie Frau Merle und Herr Probst in diesem Artikel das Buch *Angst, Politik, Zivilcourage* kommentieren, schaudert mich. Hier wird kein sachlicher Disput geführt, sondern von vornherein werden Personen verunglimpft, indem man schon gleich eingangs meint, die Evangelische Bruderschaft St. Georgs-Orden, die von einem der Herausgeber auch geleitet wird, mit den Worten „ihm Angehörige sind schillernde Persönlichkeiten“ an den Pranger zu stellen. Selbst wenn es so wäre, hätte das doch nichts mit dem Buch zu tun. Es wird noch nicht einmal gesagt, dass es „einige“ wären, sondern es werden gleichermaßen Alle als solche bezeichnet. Ja, wenn man sich nicht selbst selbstgerecht betrachten würde, könnte man ja sagen, irgendwie sind wir alle „schillernde Persönlichkeiten“. Aber so ist es ja nicht gedacht. Wer zum Beispiel das Lebenswerk von Thomas A. Seidel, einer der beiden Herausgeber des Buches, betrachtet und dann zu einem solchen vernichtenden Urteil kommt, der diskreditiert sich selbst. Außerdem kommt dieser Kommentar offenbar ohne sachliche Auseinandersetzung aus. Nicht an einem einzigen Punkt wird den Ausführungen sachlich mit Fakten widersprochen. Und wo das versucht wird, etwa beim Vorwurf, die berühmten Bilder der Särge von Bergamo würden als gefälscht dargestellt, vergisst man, dass gerade der Bayerische Rundfunk selbst eingestanden hat, dass die Bilder aus anderem Zusammenhang stammten. Haben die Verfasser dies nicht wahrgenommen, oder wollen sie es einfach nicht wahrnehmen, weil nicht sein kann, was nicht sein darf? Und da der Artikel mehr die Personen angreift als die Sache, erlaube ich mir auch zu sagen: Welch ein Armutszeugnis für eine Theologieprofessorin und einen wissenschaftlichen Mitarbeiter an einer Theologischen Fakultät und Mitglied

der württembergischen Landessynode! Nicht das Buch ist demokratiegefährdend, die Kritiker sind offenbar nicht zu einer sachlichen Auseinandersetzung über die Inhalte bereit. Das ist demokratisch-pluraler Meinungsbildung schädlich.  
Hartmut Steeb

### Startschuss zum Halali

*Dr. Winfried Heidemann aus Bochum zu Reinhard Mawick „Bitteres Ende“ (zz 12/2023):*

Ich kann der Meinung des Reinhard Mawick zum Rücktritt von Frau Kurschus so nicht zustimmen: „Unvermeidlich“ war er allenfalls insofern, als sie aus innerkirchlichen Kreisen systematisch in den Rücktritt gehetzt wurde: von Eiferern aus Siegen, die ein schlampig formuliertes Kirchengesetz gegen sexuellen Missbrauch mit Aufforderung zur Denunziation auf Basis unbestimmter Rechtsbegriffe Jahrzehnte rückwirkend gegen die ungeliebte Präses nutzten, dafür „eidesstattliche Erklärungen“ gegenüber einer zu deren Annahme gar

nicht befugten Heimatzeitung abgaben, von der EKD-Synodenpräses, die mit ihrer presseöffentlichen Distanzierung von Frau Kurschus den Startschuss zum Halali gab, von ihrem eigenen juristischen Vizepräses in Westfalen, der sie ins Schweigen statt in Offenlegung drängte, und zwar nach eigenem Bekunden wegen des Persönlichkeitsschutzes eines mutmaßlichen Täters, um unmittelbar darauf von der westfälischen Synode ohne große Umstände in sein Amt wiedergewählt zu werden. Diese innerkirchlichen Hintergründe blendet der Kommentar von Herrn Mawick aus. Den innerkirchlichen Gegnern von Frau Kurschus mache ich mehr Vorwürfe als der sensationsheischenden Journaille. Ob das aufgearbeitet wird? Welches Interesse hätten denn, so wie es gelaufen ist, die verbliebene westfälische Kirchenleitung und die Rumpf-EKD-Spitze daran?  
Winfried Heidemann

### Wortreich vorgetragener Mist

*Peter Schröder aus Höbenkirchen zu „Pro und Contra Paragraf 218 im Strafrecht“ (zz 12/2023):*

Mein Entsetzen über den Standpunkt von Frau Schrupp zur Abtreibung hat sich auch nach wiederholtem Lesen nicht gemildert. Seit meinem 16. Lebensjahr, also über mehr als 50 Jahre, habe ich viele Argumente und Standpunkte gehört und diskutiert, selten habe ich annähernd Vergleichbares gelesen oder gehört. Die arrogante Verächtlichmachung beginnt ja schon im ersten Abschnitt. Mit Verlaub, die im Beitrag veröffentlichte Meinung von Frau Schrupp entpuppt sich auch bei mehrfachem Lesen als wortreich vorgetragener Mist. Dabei schreibt Frau Schrupp einen wahren Satz: „Es ist grundsätzlich falsch, menschliches Leben anhand von Fähigkeiten und Entwicklungsstufen zu bewerten.“ Ja, genau das ist der springende Punkt. Es handelt sich beim Leben eines Menschen immer um ein und dasselbe Leben, egal ob es im Pflegebett oder im

Uterus lebt. Und ein zweites sehr wichtiges Faktum: Ganz nüchtern festgestellt gilt, dass jede Befruchtung einer Eizelle eine Vorgeschichte hat. Eine Vorgeschichte, die von menschlichem Willen und menschlicher Entscheidung abhängt und damit auch verantwortet werden muss. Nur in sehr seltenen Fällen erfolgt die Befruchtung der Eizelle durch den Heiligen Geist oder fällt einfach vom Himmel (Verzeihung für die Ironie). Der Versuch, die Natur eines Menschen gesetzlich zu regeln, ist ein schwieriges Unterfangen der Abwägung der Rechte der beteiligten Individuen. Die Schwangerschaft der einen Rechtsperson Mutter umfasst immer auch eine zweite Rechtsperson: das neue Leben in der Gebärmutter.  
Peter Schröder

### Beratungspflicht für Väter?

*Helmut Wilhelm aus Berlin zum „Pro und Contra Paragraf 218 im Strafrecht“ (zz 12/2023):*

Als Mann sollte ich mich vielleicht dazu nicht äußern. Aber Fragen habe ich doch: Die extra-uterine Lebensfähigkeit soll als Kriterium für eine strafrechtliche Regelung gelten, und das Lebensrecht des ungeborenen Kindes nehme kontinuierlich zu. Eine grausige Vorstellung, wenn das Lebensrecht eines Menschen von seiner Lebensfähigkeit abhängt. Wie ist es dann um das Recht eines Neugeborenen oder eines Schwerkranken bestellt? Was mich aber am meisten wundert, ist, dass die potenziellen Väter in der Diskussion keine Rolle spielen. Weiß man, wie oft Frauen von ihnen zum Schwangerschaftsabbruch gedrängt werden? Und ist bei dessen völliger Legalisierung nicht zu befürchten, dass auf Frauen noch öfter Druck ausgeübt wird? Wenn aber der Schwangerschaftsabbruch zu einer normalen Methode der Geburtenregelung wird, sollte dann nicht auch für die Verursacher der Schwangerschaft die Beratungspflicht gelten? Das würde ihr zugleich die „paternalistische Haltung“ nehmen.  
Helmut Wilhelm



### Leben bis zuletzt

Bethel hilft unheilbar kranken Menschen und ihren Angehörigen.

Online spenden unter:  
[www.bethel.de/hospizarbeit](http://www.bethel.de/hospizarbeit)



6157

## Besonders besonders

Faszinierende Compagney



Wolfgang Katschner:  
**Winter Journeys.**  
Lautten Compagney  
Berlin, dhm/  
Sony-CD,  
11578850.

Die vergangenen Jahrzehnte lehren, dass es in unseren Breiten kaum noch Winter gibt, und wenn, dann wird er meist erst im neuen Jahr aktiv, gerne auch im Februar, zuweilen sogar noch ausgeprägt im März. Insofern ist es höchste Zeit, auf die Winterreisen der Lautten Compagney Berlin hinzuweisen. Hier werden Winterlieder und auch Weihnachtsmusik mit klingenden Texten kombiniert, die neben der bitt'eren Kälteklage auch die damit korrespondierenden menschlichen Gemütszustände Einsamkeit und Trauer mit Licht- und Erlösungshoffnungen verbinden.

Das Besondere dieser sehr besonderen Produktion aber ist der Zusammenklang verschiedener Musikstile und Geisteswelten, der sich im staunenden Hörer weiter spinnt. So gibt es immer wieder irritierend-faszinierende Kombinationen, wie zum Beispiel gleich zu Beginn der knapp 70-minütigen CD: Dort trifft das Volkslied „Ach bitterer Winter, wie bist du kalt“ aus dem 16. Jahrhundert auf das geistliche Konzert „Himmel und Erde vergehen“ aus den *Musicalischen Gesprächen über die Evangelia* von Andreas Hammerschmidt (1611–1675). Wobei das Widerständige darin liegt, dass das vertonte Christuswort aus Matthäus 24,35 in Gänze so lautet: „Himmel und Erde vergehen, aber meine Wort vergehen nicht.“ Kunstvoll wird dann die apokalyptische Rede Jesu mit dem Beginn der alten, vorreformatorischen Adventskollekte „Lieber Herr Gott, wecke uns auff, wenn dein Sohn kömmt, daß wir bereit seyn“ vermischt. Ähnliche Folgen von Kälte, Sehnsucht, Hoffnung und Wachsamkeit sind zu finden, wenn auf „Entlaubet ist der Walde“ dann mit „Es kommt ein Schiff, geladen“ und „Jesu, mein Jesu, wenn ich nur dich habe“ folgen. A und O dieser gedanklich tiefsinnig zusammengefügt Textvielfalt, die bei jedem Erleben im

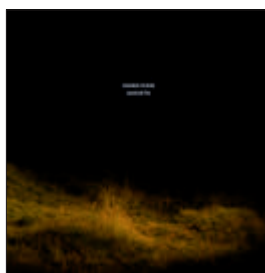
Hörer neue Gedankenreisen und Gefühle auszulösen vermag, sind aber die kunstvollen musikalischen Arrangements und die hinreißende, klangprächtige Interpretation, mit denen die Lautten Compagney in dieser Ode zwischen Kälte / Finsternis und Wärme / Licht aufwartet: Streicher, Blockflöte, Zink, Posaune, Dulcian und natürlich ein reichhaltiges Continuoensemble (vier Lauten!). Dazu die wirklich vorzüglichen Sänger:innen Hanna Herfurther (Sopran), David Erler (Alt), Stephan Scherpe (Tenor) und Jakob Ahles (Bass), die sowohl als souveräne Solisten wie auch im wuchtigen Quartett zu überzeugen wissen.

Apropos Lautten Compagney: Wer es bisher nicht wusste, dem sei es gesagt: Die von Wolfgang Katschner geleitete Formation ist eine der besten Formationen zwischen Alter Musik und Weltklang, die es gibt, und diese *Winter Journeys* sind ein absolutes Must-Have. Insofern fasst man sich an den Kopf, dass der Senat der in Berlin ansässigen Lautten Compagney als Geschenk zum 40-jährigen Bestehen die Förderung empfindlich kürzen will. Wer weiß, wie kalt es künftig noch wird ...

REINHARD MAWICK

## Außen und innen

Hania Rani's fesselnde Reisen



Hania Rani:  
**Ghosts.**  
Gondwana  
Records/Indigo  
2023.

Ghosts“ lässt viele Lesarten zu: als intimer Einblick, fiktives Erkunden oder gar esoterisch auf einer Skala von C. G. Jung bis zu autochthonem Animismus. Vor allem aber ist das Album der Pianistin und Komponistin *Hania Rani aka Hanna Raniezewska* hinreißend schön, so eingängig wie fesselnd tief. Zwischen sich als Person und Künstlerin macht sie selbst indes keinen Unterschied. Durch und mit Musik kommuniziere sie, und die sei für sie ein Ganzes. Grenzen und oder starre Genres akzeptiere sie da nicht, sagt die 32-Jährige.

So fließt denn auch alles, und wie! Rani, die seit ihrem Solodebut *Esja* (2019) bereits viermal einen *Fryderyk* – Polens wichtigsten, nach *Frédéric Chopin* benannten Musikpreis – erhielt, ist der Risen Star der Neoklassik, die Neue Musik und repetitive Minimal-Music-Muster, Ambientlandschaften, Elektronica und Postrock verbindet. Auf sieben der 13 Tracks singt sie auch, spoken oder balladenhaft, sanft zwar, jedoch fest, etwa im titelgebenden „Dancing with Ghosts“ mit dem kanadischen Singer- / Songwriter *Patrick Watson*. Das Piano setzt darin zugleich Melodieperlen und Herzschlag auf Synthieschichten im Streichersound, die unscharfpräzisen „Seelen“-Lyrics mit einigem existenziellen Kick Rampen bauen: „In the fire, in the night / We will be dancing like ghosts apart / Will you be dancing tonight?“ Song mag man diese Lieder nur ungerne nennen, schon eher Explorationen. Sie umkreisen Liebes- und Weltverhältnisse und bieten dem Hörer Raum.

Bei *Ranis* Konzerten zögert das Publikum oft beim Applaus, als gelte es, den Zauber nicht zu brechen. Ähnlich ist auch das mit Drone-Akzenten eröffnete Album aufgebaut, Höhepunkt das elfminütige „Komeda“ mit rollendem Plucker-Synthie-Beat, das viel Fahrt aufnimmt und zu famosen Klavierlinien und Korg-Akkorden stampfend dringlich wird. Eine jazzige Weltgeburt, dem legendären Pianisten *Krzysztof Komeda* gewidmet. Das mit dem Neoklassiker *Ólafur Arnalds* detailfreudig entwickelte „Whispering House“ markiert auch eine Art konzeptioneller Mitte, indem es wie *Rani* in Amsterdam selbst einmal ein Haus mit solch dünnen Wänden bewohnt, dass es Geräusche von außen ebenso fluten wie jene von innen, ob die nun aus dem Körper oder der Seele stammen. Diese Lesart mag man erotisch nennen, wobei deren Welt- und Lebensbegehren selbst den Tod umfasst, etwa in „Moans“ („In the fire where a tree groans / Fallen down with flames / We've decided sing a sweet song / Is it a song of death?“) „Hello“ zu Beginn mit kickendem Elektrobeat, funkelnden Piano-Schwärmen und Kratzern, die an „Djed“ von *Tortoise* erinnern, passt zu dieser Lesart ebenso wie der Text „Here I Am“ von *Olga Tokarczuk* als Liner Notes. Und einige der Tracks hätten durchaus in der Chill-out-Area des Negev-Festivals *Supernova* laufen können – das großartige Album erschien an demselben Tag, an dem das Festival begann.

UDO FEIST

## Vom Leben

Sehr persönliche Gedanken



Navid Kermani:  
Das  
Alphabet  
bis S.  
Argon Verlag,  
Berlin 2023.

Den Lebensalltag, der sich neben der Literatur abspielt, will Navid Kermani bedenken: Jeden Tag eine Betrachtung aus unmittelbarer Erfahrung, ein Jahr lang. Es ist ein schweres Jahr: die Mutter gerade gestorben, die Ehe gescheitert, das Kind erkrankt lebensgefährlich. So kreisen die Gedanken immer wieder um Abschied und Trennungsschmerz, um Elternliebe, Elternangst. Aber Alltag ist eben auch und Weltgeschehen zugleich: Klaffende Hunde, Verkehrsmeldungen, der Kapitalismus, das hässliche Köln, die Diktatur im Iran, Psychosen, Sex, Religion, Filme, Lesereisen und sehr Vieles mehr werden in 365 Miniaturen bedacht. All das begleitet von Leserlebnissen (angeblich) bislang ungelesener Autoren von A bis S, vor allem solchen, die autobiografisch unterwegs sind. Péter Nádas und Julien Green bekommen viel Raum.

Sehr persönlich reflektiert Kermani seinen ja nun gar nicht so alltäglichen Lebensalltag, beharrt aber darauf, mit dem erzählenden Ich nicht identisch zu sein. Einer Frau legt er seine Überlegungen in den Mund, einer iranisch-stämmigen Intellektuellen, gibt sich mit der weiblichen Perspektive aber nicht viel Mühe. Über weite Strecken vergisst sie sich beim Zuhören.

Warum auch nicht Kermani selbst zuhören? Er ist klug, und Eva Mattes liest meisterhaft: Drei, vier Stunden lang ist das Zuhören ein Genuss. Aber dann geht es noch fast zwanzig Stunden lang immer so weiter. Ermüdung stellt sich ein. Kermani merkt es selbst und behauptet, dass es so sein muss: viel Langeweile, um endlich auf einen Satz zu stoßen, der ins Herz trifft. Nun, Spitzensätze gibt es in diesem eigenartigen literarischen Projekt bis zum Schluss. Sie lassen sich beim Hören nur nicht anstreichen.

ANGELIKA OBERT

## Niedrigschwellig

500 Jahre Gesangbuch



Johannes  
Schilling/Brinja  
Bauer:  
Singt dem  
Herrn ein  
neues Lied.  
Evangelische  
Verlagsanstalt,  
Leipzig 2023,  
296 Seiten,  
Euro 25,-.

Zur Reihe der 500-jährigen Reformationsjubiläen gesellt sich 2024 das so wirkmächtige Evangelische Gesangbuch, ein Signet des Protestantismus. Dies ist Anlass für diese niederschwellig konzipierte Gesangbuchgeschichte des deutschen Sprachraums von 1524 bis heute, reich bebildert mit einer Vielfalt von Titelseiten und Titelbildern. Das Buch entstand in Kooperation des Kieler Emeritus Johannes Schilling, bis vor kurzem auch Präsident der Luther-Gesellschaft, mit seiner letzten Assistentin dort, Brinja Bauer. Es ist wirklich sehr gut zu lesen und ansprechend aufgemacht. Allerdings setzen viele Abbildungen schon sehr gute Augen voraus, wenn man die Textfülle der Titelblätter entziffern will. Für interessierte evangelische Laien wie Theologen dient das gewiss der Horizonterweiterung, denn das heutige deutsche „Einheitsgesangbuch“ mit Regionalteilen der Landeskirchen ist eine ziemlich späte Erscheinung der Geschichte. Im buntscheckigen deutschen Protestantismus war gerade die Gesangbuchlandschaft sehr bunt.

Im Fokus – und das ist neu – ist hier tatsächlich das Druckmedium Gesangbuch, nicht das Kirchenlied als solches. Bereits die Einleitung Schillings „Was ist ein Gesangbuch?“ benennt dazu viele Aspekte. Die Grobgliederung der historischen Darstellung orientiert sich dann einfach an den Jahrhunderten, trägt die (eigentlich erledigte) theologische Epochengliederung wie zum Beispiel Pietismus, Aufklärung, Erweckung aber auch mit ein. Am Ende stehen Erwägungen zur Zukunft im Blick auf das im jetzigen Revisionsprozess anvisierte Gegenüber von Gesangbuch und Datenbank.

Gleichwohl waren „die bedeutendsten Liederdichter“ auch zu würdigen, und so bekommt Paul Gerhardt (als einziger) ein eigenes Kapitel: „Ein Lutheraner im Barock“. Luther ist demgegenüber nicht als Dichter, sondern (nur) mit seinen Gesangbucheditionen und den Vorreden dazu im Blick. Im 19. Jahrhundert wird Philipp Spitta (mit seinem „Psalter und Harfe“), im 20. Jahrhundert Jochen Klepper (mit seinem „Kyrie“-Liederbuch) zum „bedeutendsten“ der Poeten gekürt. Der eher willkürlichen Heroisierung einzelner Dichter leistet dieses Vorgehen Vorschub. Es wäre mutiger und für die Lesekundschaft wohl auch noch spannender gewesen, ganz beim Thema Buch zu bleiben.

Wie nämlich aus den Gesangbüchern unterschiedlicher Machart jeweils gesungen wurde, ist nur wenig thematisiert. Was Melodien mit Generalbass bedeuten – oder im 20. Jahrhundert Gitarrengriffe –, was „Kantionale“ für Schulen (im Anschluss an Walters „Chorgesangbuch“ von 1524) leisteten, und wozu man dann „Choralbücher“ als Pendant brauchte? Die extrem auflagenstarken Büchlein mit zweistimmig gesetzten Melodien à la „Missionsharfe“ kommen nicht vor und auch nicht ihre Pendants in heutiger Zeit (zum Beispiel „Feiert Jesus“). Stattdessen wird konstatiert: „Die Gesangbücher der Erweckung fanden als solche keine Fortsetzung.“ Schließlich wären auch Geheimdrucke bei Hugenotten und Reformierten oder bei Evangelischen in Österreich ein spannendes Sujet. Stattdessen wirkt die Darstellung doch etwas „staatstragend“ motiviert: Ausgerechnet vom Eisenacher Kernlieder-gesangbuch von 1854, als kirchenleitende Steuerungsmaßnahme konzipiert, ist das Inhaltsverzeichnis abgedruckt – mit Referenzangaben zum heutigen EG als ziemlich getreuem „Nachfolger“. Das heutige Schreckgespenst für alle Gesangbuch-Fans, den Beamer, und den damit verbundenen Habitus des Singens einfach zu negieren, macht die Historiendarstellung gewiss einfacher, aber nicht relevanter.

Schließlich noch ein vehementer Einspruch in Sachen Theologiegeschichte: Crügers ab 1647 edierte *Praxis pietatis melica* unter „Pietismus“ zu subsumieren, geht nun wirklich nicht – auch wenn das Signalwort „pietas“ da im Titel steht. Hier wurde die Chance vertan, gerade anhand der Gesangbuchgeschichte den Weg von der Orthodoxie zum Pietismus neu zu skizzieren.

KONRAD KLEK

## Neu justieren

Staat und Kirche



Thomas Schüller:  
**Unheilige Allianz.**  
Hanser Verlag,  
München 2023,  
208 Seiten,  
Euro 22,-.

Als Heilige Allianz wird das Bündnis bezeichnet, das Russland, Österreich und Preußen nach dem Sieg über Napoleon Bonaparte 1815 schlossen – ein reaktionäres politisches Zweckbündnis, das mit „heilig“ in unserem heutigen Verständnis nicht viel zu tun hatte. Möglicherweise in Anspielung an diesen Begriff hat der katholische Kirchenrechtler Thomas Schüller ein Werk unter dem Titel *Unheilige Allianz* vorgelegt. Doch auch wenn er das politische Bündnis im Sinne gehabt haben mag, ginge das Wortspiel in die Leere. Denn er hat keine politischen Staatenbündnisse im Sinn, sondern offenbart schon im Untertitel, worum es ihm geht: „Warum Staat und Kirche sich trennen müssen.“ Das ist mindestens sehr zugespitzt formuliert, als wären Staat und Kirche in Deutschland nicht getrennt, sondern als gäbe es immer noch eine Staatskirche. Doch eine solche Zuspitzung wie auch der Titel des Werkes insgesamt zielt vermutlich primär darauf ab, die erhoffte Aufmerksamkeit durch Provokation zu erhalten.

Dabei wäre das gar nicht nötig. Denn das Grundanliegen Schüllers, das er mit seinem Buch verfolgt, ist mehr als berechtigt. Wenn es auch keine „unheilige Allianz“ in Form einer so engen Verbindung gibt, dass sich Staat und Kirche „trennen“ müssten, arbeitet Schüller richtigerweise heraus, dass die Verflechtungen zwischen den beiden Institutionen an vielen Stellen viel zu eng sind. Schüller zeigt das an verschiedenen Feldern exemplarisch auf, die durchweg als neuralgische Punkte im Verhältnis von Staat und Kirchen zueinander gelten können. Er befasst sich in verschiedenen Kapiteln etwa

mit dem Kirchlichen Arbeitsrecht, mit der (mangelhaften) Aufklärung sexualisierter Gewalt, mit den Staatsleistungen und der Kirchensteuer. Dabei legt er jeweils dar, warum es heilsam wäre, würden die Kirchen sich nicht in solch eine starke Nähe zum Staat begeben, sondern stärker auf sich selbst setzen. Zwar unterlaufen Schüller verschiedentlich sachliche Fehler, vor allem dort, wo es ans eingemacht weltlich Juristische geht. Aber die Kernaussagen sind klar verständlich formuliert und machen nachdenklich. Er ist dabei so ehrlich, gleich zu Beginn deutlich zu machen, dass er das Werk fast ausschließlich aus der katholischen Perspektive und für die katholische Rechtslage schreibt. Hier wäre sicher ein auch evangelischer Blickwinkel gut gewesen und hätte dem Werk eine größere Wirkung geben können. Auch die verfassungsrechtlichen Grundlegungen zu Beginn sind unscharf und hätten einer Fundierung bedurft.

Doch all das schmälert die Überzeugungskraft der Grundaussage Schüllers nicht wesentlich. Sein Ansatz, dass die Kirchen sich aus ihrer zu engen Verflechtung mit dem Staat lösen müssen, ist genauso richtig wie das Einfordern einer konsequenten Gleichbehandlung aller Religionsgemeinschaften durch den Staat. Die immer noch durch das alte, überkommene Denken erfolgende Ungleichbehandlung all derjenigen Religionen, die sich nicht in die Rechtsform einer Körperschaft fassen lassen (mögen), prangert Schüller völlig zu Recht an. Hier wird man innovativ denken müssen, um den Anforderungen des Grundgesetzes endlich gerecht zu werden. Die religiöse Pluralität und Diversität der Träger der Religionen müssen von staatlicher Seite wahrgenommen und für sein Handeln Leitlinie werden – und das ist, so Schüller, auch im Sinne der Kirchen geboten. Er warnt dabei zu Recht davor, einen Kahlschlag zu riskieren, also vor der Gefahr, dass es bei einem unkritischen „Weiter so“ irgendwann zu einem radikalen Bruch zwischen beiden Akteuren kommen könnte. Stattdessen plädiert er mit guten Gründen dafür, einen Transformationsprozess in Gang zu setzen, um hier und da vorhandene kirchliche Monostrukturen vor allem im sozialen Sektor abzulösen. Beide Seiten, Staat wie Kirchen, müssen insofern ein Interesse daran haben, ihr Verhältnis zueinander neu und unabhängiger voneinander zu justieren. Dem kann man ohne Einschränkung zustimmen.

JACOB JOUSSEN

## Mehr Klarheit

Über die Auferstehung



Julia Drube:  
**Das leere Grab als Leerstelle und Lehrstelle.**  
Verlag Mohr Siebeck,  
Tübingen 2023,  
518 Seiten,  
Euro 119,-.

Die Systematische Theologin Julia Drube beschäftigt sich in ihrer Dissertation mit der Frage nach dem Geschichtsbezug des neutestamentlich bezeugten leeren Grabs Jesu und dessen Implikationen für die Botschaft der leiblichen Auferstehung. Sie gewinnt daraus auch insgesamt Erkenntnisse für den Umgang mit Leiblichkeit und Endlichkeit. Dazu setzt sich Drube kritisch mit Interpretationen des leeren Grabs aus der Perspektive „neuzeitlich-rationalistischer Rationalitäten“ auseinander (zum Beispiel Rudolf Bultmann). Solche Rationalitäten setzten a priori voraus, dass alle historischen Ereignisse durch ihre Analogiehaftigkeit sowie durch die „prinzipielle Gleichartigkeit alles historischen Geschehens“ gekennzeichnet seien. Ein Handeln des transzendenten Gottes in der Geschichte werde so ausgeschlossen. Die Botschaft der leiblichen Auferstehung werde daher unter anderem als „Ausdruck der Bedeutsamkeit des Kreuzes“ verkannt und verharmlost.

Gegen eine solche scheinbar alternative, weil dem modernen Geschichtsverständnis entsprechende Konzeption plädiert Drube im Anschluss an zum Beispiel Karl Barth und Jürgen Moltmann dafür, Geschichte „neu [zu] perspektivieren“, indem sie als dynamischer, offener „Prozess“ und als Einbruch der „Ewigkeit“ Gottes in die Zeit gedacht wird. Zwar entziehe sich Gottes auferweckendes Handeln am Leichnam Jesu geschichtswissenschaftlicher Überprüfbarkeit. Für den, der an die Auferstehung Jesu glaube, sei das neutestamentlich bezeugte leere Grab (von dessen Historizität Julia Drube ausgeht) aber eine „kognitive [...] Bestätigung“ der Botschaft

## Orientierung

Hans-Jürgen Abromeit: *Gott finden im Meer der Möglichkeiten.* Evangelische Verlagsanstalt, Leipzig 2023, 168 Seiten, Euro 19,90.

Wie sich der Herkunft vergewissern? Der ehemalige pommersche Bischof Hans-Jürgen Abromeit benennt drei Gewährsleute in seinem Buch: Johannes Bugenhagen, Caspar David Friedrich und Dietrich Bonhoeffer. Sie waren ihm Orientierungspunkt und Gesprächspartner in seiner Zeit als Greifswalder Bischof, und „Spuren ihrer Theologie begegnen auf fast jeder der Seiten“ des Predigtbandes. „Verheißung“ und „Auftrag“ sind zwei weitere Stichworte, die diese Zusammenstellung gliedern. Und der Beitrag „Spuren der lutherischen Reformation im Werk Caspar David Friedrichs“ beschließt diesen Band, der in Friedrichs Jubiläumsjahr besondere Aufmerksamkeit verdient. Hervorzuheben sind auch die Abbildungen von Friedrichs Gemälden, die diesen Band illustrieren.

## Ausgewogen

Richard C. Schneider: *Die Sache mit Israel.* Deutsche Verlags-Anstalt, München 2023, 192 Seiten, Euro 22,–.

Seit fast zwanzig Jahren lebt Richard C. Schneider in Israel. Als ARD-Journalist hat er das Leben und den Alltag der Menschen dort kennengelernt. Indem er nun fünf mitunter provokative Fragen formuliert, will er seiner Leserschaft das Land nahebringen. Einfache Antworten gibt es nicht, er geht auf der Suche nach Antworten immer wieder in die Geschichte, in die Ursprünge des Zionismus und die Anfänge Israels. Eine kluge und kompetente Darstellung, die sich sehr gut als Einstieg in das Thema eignet.

## Umbrüche

Christopher Clark: *Frühling der Revolution.* Deutsche Verlags-Anstalt, München 2023, 1168 Seiten, Euro 48,–.

Der britische Historiker widmet sich auf über 1000 Seiten den Auswirkungen der Revolutionen, die Mitte des 19. Jahrhunderts Europa überzogen. Das gelingt ihm in der ihm eigenen Art zu schreiben, anschaulich, fesselnd und detailreich. Er berichtet über die sozialen Umstände wie Armut und Unruhen, nimmt die Rolle der Frauen in den Kämpfen in den Blick, beschreibt die Spaltung der Revolutionäre und wie sich die Aufstände erst viel später auf die Nation bezogen haben. Ein vielschichtiges Werk, das durch seine Detailtreue besticht.

der Auferstehung. Im Unterschied zu einem Realitätsbegriff, der sich ausschließlich an neuzeitlichen Kriterien von Rationalität orientiert, erkenne der Glaubende in der Auferweckung Jesu daher die „Durchdringung“ von Zeit und Ewigkeit. Die Autorin vertritt somit einen offenbarungstheologischen Ansatz, der mit dem Handeln Gottes in der Geschichte rechnet und so von der „Mehrdimensionalität“ der Wirklichkeit jenseits neuzeitlicher Rationalitäten ausgeht.

Des Weiteren entfaltet sie die Erschließungskraft der Rede von der leiblichen Auferstehung für das sonstige biblische Verständnis von Gott und Mensch: Sie verweist auf die Mensch- und damit auch Leibwerdung Gottes, auf die jesuanischen Heilungswunder und auf die Erwartung einer eschatologischen leiblichen Auferstehung aller. Daher füge sich die Botschaft von der leiblichen Auferstehung Jesu sachlich kohärent und theologisch sinnvoll in andere biblische Topoi ein.

Überzeugend, weil anschlussfähig an gegenwärtige Diskurse zur Verkörperung, ist die existenzielle Deutung der Auferstehung. Die in Jesu Auferstehung begründete Verheißung, dass Gott den „gesamten, leiblich konstituierten Menschen“ verwandeln werde, ermögliche diesem die Akzeptanz seiner hinfalligen irdischen Leiblichkeit. Nicht der Mensch müsse seine leiblich verfasste, fragment bleibende Lebensgeschichte vollenden, sondern das tue Gott, der den menschlichen Leib in seinen Leistungen und seinen „Mängeln und Defizite[n]“ annimmt, verwandelt und neu schafft. Ferner werde durch die leibliche Auferstehung aller auch die „Sozialität“ des Menschen, der immer schon durch und mit dem Leib mit anderen interagiert, erschlossen.

Unklar bleibt schließlich, inwiefern die Systematikerin Auferstehung zugleich als „Neuschöpfung“ und als „Verwandlung“ beziehungsweise als „Beseitigung“ und „Bewahrung“ des irdischen Leibs versteht. Wie verhält sich der Aspekt der Kontinuität des irdischen Leibs schließlich zur empirischen Beobachtung, wonach menschliche Leiber vergehen und verwesen? Hier wäre mehr Klarheit wünschenswert. Zusammenfassend legt Julia Drube einen Entwurf vor, dem es gelingt, die leibliche Auferstehung als geschichtlich denkmöglich zu verantworten, als theologisch stimmig zu erweisen und zugleich ihre Erschließungskraft für ein ganzheitliches Menschenbild auszuweisen.

CORINNA ANNE KLODT

## Scharfsinnig

Neues über Sölle



Konstantin Sacher: *Dorothee Sölle auf der Spur.* Evangelische Verlagsanstalt, Leipzig 2023, 168 Seiten, Euro 22,–.

Der 20. Todestag Dorothee Sölles wurde begleitet von vielfältigen publizistischen Würdigungen ihres Lebens und Werks. Einen der scharfsinnigsten und anregendsten Beiträge dieses Gedenkjahrs 2023 stellt dabei Konstantin Sachers „Annäherung an eine Ikone des Protestantismus“ dar. Dies liegt vor allem daran, dass der Autor mit dem Hinweis auf Sölle als „Ikone“ nicht das Programm seines Buches beschreibt – ihm also nicht an einer Hagiografie gelegen ist. Vielmehr geht Sacher zur Ikonizität Sölles auf kritische Distanz und unternimmt den Versuch eines Theologen, für den Sölle „keine Zeitgenossin mehr ist, sondern eine historische Gestalt“, ihre Texte nicht mehr als „Zeitansagen“, sondern vielmehr als „Dokumente der Zeitgeschichte“ zu lesen, „die uns helfen zu verstehen, wie wir geworden sind, was wir sind“.

Insofern wird Sacher andererseits auch nicht zum Ikonoklasten, sondern es gelingt ihm, Mythen der – eben hagiographisch anmutenden – dominanten Sölle-Rezeption zu überwinden und die Theologin als eine spannende, aber eben auch nicht von inneren Spannungen und Widersprüchen freie Denkerin neu zu entdecken. Zu den Mythen, mit denen Sacher aufräumt, gehört etwa derjenige „von der verhinderten Professorin“: „Sölle wurde (...) nicht von Männern daran gehindert, Professorin zu werden“. Sie lehnte es aus freien Stücken ab (etwa, 1967 Professorin an der Pädagogischen Hochschule Rheinland zu werden), weil sie die Phantasie hatte, dass „noch etwas Besseres für sie kommen wird.“ Zu den Selbstwidersprü-



chen gehört wiederum Sölles Existenz als „bildungsbürgerliche Kämpferin gegen die Bürgerlichkeit der christlichen Religion“ – mithin ihr knallharter Antikapitalismus und Antiamerikanismus, der die Ermöglichungsgründe ihrer eigenen Karriere als Sprössling einer rheinischen Gelehrtenfamilie und Akademikerin im freien Teil Deutschlands ausklammerte.

Sacher verbindet eine intensive Auseinandersetzung mit exemplarischen Texten aus den unterschiedlichen Lebensphasen mit einer reportageartigen Spurensuche zwischen Hamburg – der letzten Ruhestätte Sölles – und Luzern, wo er Sölles Ehemann Fulbert Steffensky trifft. Auf diesem Wege arbeitet Sacher zum einen Grundlinien des Denkens – und nicht zuletzt auch der intensiven Frömmigkeit – Sölles heraus.

Hierzu gehört insbesondere die von Heidegger und Bultmann angeregte Beschäftigung mit dem Tod, die zu ihrem Lebensthema werden sollte. Zum anderen rekonstruiert Sacher die Verwobenheit von Sölles theologischem und publizistischem Wirken mit einzelnen Lebensphasen und hiermit einhergehenden persönlichen Erfahrungen: „Sölle war eine Autorin, die schreibend ihre eigene Seele erkundete. Und sie war eine echte Schriftstellerin, ein Mensch, der nicht anders konnte, als diese Erkundigungen der eigenen Seele auch noch zu veröffentlichen.“

Seine „biographische Grundthese (...), dass es in Sölles theologischem Werk um Selbstfindung geht“, vermag Sacher anhand der einzelnen von ihm ausgewählten publizistischen Wegmarken zu plausibilisieren. Hieraus wird dann auch die Radikalität vieler ihrer Positionen verständlich: So habe Sölle – führt Sacher mit Blick auf ihr letztes Buch „Mystik und Widerstand“ aus – „ihre Leserinnen und Leser davon zu überzeugen (versucht), dass es eine allgemeine Notwendigkeit und nicht nur die Söllesche Notwendigkeit gibt, vom Leben auf der ungerechten Welt zum Gottesglauben und vom Gottesglauben zur mystischen Gotteserfahrung und von dieser Erfahrung zur Haltung des Widerstands gegen die ungerechte Welt zu kommen“. Damit setzt er Sölle als eine „faszinierende Denkerin“ ins Licht, „die mit ihrem Werk gezeigt hat, wie sehr der christliche Glaube lebensverändernd wirken kann – im Guten wie im Schlechten“.

TILMAN ASMUS FISCHER

## Ewiger Frieden

Unvollendbare Aufklärung



Marcus Willaschek:  
**Kant.**  
Verlag  
C. H. Beck,  
München 2023,  
Euro 28,-.

Wie sind synthetische Urteile a priori möglich? – das ist die Kardinalfrage der „Kritik der reinen Vernunft“ Immanuel Kants. Den Meisten dürfte die Frage unverständlich sein – schon ihre Bedeutung klar zu machen, ist eine nicht geringe Herausforderung für einen, der sich heute auf den Weg macht, die Grundzüge des kantischen Denkens zu vermitteln. Martin Willaschek hat das Wagnis unternommen, und natürlich hat er sehr viel mehr zu erläutern als jene Frage. Sie ist übrigens gar nicht so kompliziert: Können wir Urteile ohne jede Anschauung (Erfahrung) als gültig annehmen? Ja, sagt Kant, und verweist zum Beispiel auf die Mathematik und die Newtonsche Mechanik. – Aber ach! Die ganze Theologie der Zeit beruhte auf der Annahme, dass man Gott, die Unsterblichkeit, die Seele als begründbare Fakten ansehen dürfe und müsse. Aber nach Kant handelt es sich bei allen Aussagen darüber um jene synthetischen Urteile a priori – nur, dass diese in metaphysischen Dingen mangels Anschauung nicht möglich sind. Allerdings: An Gott zu glauben sei ein Gebot der praktischen Vernunft, so Kant – wohl um das, was die neueren Philosophen den „regressus ad infinitum“ – das ewige Noch-einmal-Zurückfragen – nannten, abzuschließen.

Aber Willaschek steigt anders ein: „Das höchste politische Gut. Der ‚ewige‘ Frieden“. Eine Überraschung, weil die Schrift *Zum ewigen Frieden* eine von Kants kleineren Schriften jenseits des Riesensmassivs der *Kritik der reinen Vernunft* ist. Zudem ist sie recht spät entstanden, 1795.

## Plädoyer für Hoffnung

Corine Pelluchon: *Die Durchquerung des Unmöglichen*. Verlag C. H. Beck, München 2023, 159 Seiten, Euro 22,-.

Sie wirbt für Hoffnung angesichts der Klimakrise, des Erstarkens rechter Populisten und der Dynamik des Kapitalismus. Die französische Philosophin Corine Pelluchon hat einen umfangreichen Essay für alle jene geschrieben, die meinen, dass sich „Ungerechtigkeit und Zynismus durchsetzen, weil die Veränderungen, die nötig sind, um die Zerstörung des Planeten aufzuhalten, die Situation der Tiere zu verbessern und den Wohlstand gerechter umzuverteilen, auf sich warten lassen oder blockiert werden“. Es ist ein düsteres Buch, in dem sie die Hoffnung vom Optimismus absetzt. Sie zitiert dabei aus der Bibel, aus literarischen Texten und vor allem Søren Kierkegaard. Sehr lesenswert.

## Heiligenlegenden

Christian Lehnert (Hg.): *Heiligenlegenden*. Insel-Bücherei, Berlin 2022, 148 Seiten, Euro 14,-.

Aus der *Legenda aurea*, der Goldenen Legende, der wichtigsten europäischen Sammlung von Heiligenlegenden, hat der Lyriker und evangelische Theologe Christian Lehnert 23 Legenden dem Kirchenjahr nach eingeordnet. In einem sorgsam erklärenden Nachwort erläutert er die Entstehung der Legenden, die Beweggründe der Sammlung und ihre Funktion. Hier erfährt die Leserschaft, dass man einsam sein können muss, dass die meisten Heiligen oftmals wie Partisanen lebten und eine „geschulte Aufmerksamkeit“ hatten. Und Lehnert beschreibt mit der ihm eigenen sprachlichen Virtuosität, wie er den Spuren der Heiligen folgt. Zwölf Bilder von Michael Triegel illustrieren diesen bibliophilen Band.

## Im Alter

Monika Maron: *Das Haus*. Verlag Hoffmann und Campe, Hamburg 2023, 240 Seiten, Euro 25,-.

Sie sind alle jenseits der sechzig, im Ruhestand, fast alle geschieden oder verwitwet und leben in einer Wohngemeinschaft im mecklenburgischen Bossin. Die Schriftstellerin Monika Maron wendet sich in ihrem neuen Roman diesen Menschen zu, skizziert feinsinnig und mikroskopisch das Leben im Alter. Sie erzählt, wie diese miteinander auskommen, welche Konflikte sie austragen und was sie aus ihren Leben kundtun. Ein leiser Roman.

Auch hebt Kant in einem auch vom Autor nicht überhörten ironischen Ton an, der wohl eine Spitze gegen die preußische Zensur war: Der Titel dieser Schrift, so Kant, nimmt auf eine Gastwirtschaft Bezug, die ihren Namen – eben „Zum ewigen Frieden“ – ihrer Nähe zum Friedhof verdankte.

Aber diese Schrift, irgendeine Schrift zur politischen Zeitlage, wurde seit der Französischen Revolution vom Königsberger Starphilosophen erwartet. Nun also war sie da und erläuterte nichts weniger als die Bedingungen zu einem (relativ) ewigen Frieden. Wie immer argumentierte der Philosoph akribisch und logisch, aber allein die von ihm angeführte Bedingung eines Weltstaates, nebst der ironischen Eröffnung, lässt zumindest den Verdacht aufkommen, dass er selbst wenig an das Kommen dieses Friedens in irgendeiner absehbaren Zukunft glaubte – zumal bei der von ihm angenommenen „Boshaftigkeit des Menschengeschlechts“, eine Überzeugung, die ihn von dem von ihm verehrten Rousseau unterschied. Doch immerhin hat Kant immer wieder von der prinzipiellen Unabschließbarkeit des Projektes Aufklärung gesprochen – und daran hält auch Willaschek nachdrücklich fest, denn schließlich bedeutet das, dass zumindest die Kundigen in der Gegenwart aufklärungsmäßig weiter sind als Kant und seine Zeitgenossen – und daher natürlich vieles besser wissen. Es fällt auf, dass der renommierte Kantforscher Willaschek überall da, wo die Nichtübereinstimmung Kants mit gegenwärtigen Meinungen oder Erkenntnissen nicht mehr zu leugnen ist, sie dahingestellt sein lässt oder sie auf die Zeitgebundenheit schiebt, der natürlich auch Kant nicht entkommen sei.

Aber wie dem auch sei: Diese Einführung führt zuverlässig und – soweit das möglich ist (es ist dies nicht immer) – leichtverständlich in das Werk Immanuel Kants (1724–1804) ein; die drei Revolutionen, die Willaschek in Kants Entwicklung ausmacht (die der Gesinnung, die der Denkungsart und die Französische Revolution) befördern bis auf den heutigen Tag – trotz aller Bedrohungen, die die gegenwärtigen Zeitläufte so nachdrücklich vor Augen führen und die auch Willaschek nicht verschweigt – die Zuversicht, dass die Vernunft auch zukünftig den Weg in eine allmählich bessere Welt weist.

HELMUT KREMERS

## Vage Über Krisenphänomene



Stephan Lessenich: **Nicht mehr normal.** Hanser Verlag, Berlin 2023, 158 Seiten, Euro 23,-.

Finanzkrise, Klima-, Migrations-, Pandemie- und Identitätskrise, Ukraine- und Israelkrieg: Das Gefühl, dass die Welt aus dem Lot ist, dass die Dinge womöglich unaufhaltsam ins Rutschen geraten sind ... Es ist zum Lebensgefühl einer ganzen Gesellschaft geworden. „Der Soziologe und Direktor des Frankfurter „Instituts für Sozialforschung“, Stephan Lessenich, sieht in der Krisenkumulation eine „sich verbreitende Angst vor dem Normalitätsverlust“ am Werk – eine Angst vor materiellen Einbußen und sozialen Positionsverlusten, „aber auch vor symbolischen Verletzungen und kulturellen Kränkungen“.

Lessenich beschreibt die einzelnen Krisenphänomene, ihre gegenseitige Verstärkung und deren Wirkungen. In dieser Lage wächst in den reichen Industriegesellschaften das Bewusstsein, dass ihren Bürgern eine durchgreifende Veränderung ihrer Lebensumstände bevorsteht. Zu dieser Umwälzung gehört auch „das Ende des kollektiven Selbstbetrugs, ... dass sich ‚Ökonomie und Ökologie versöhnen‘ ließen“: Die grüne Wachstumsagenda werde in Zukunft nicht mehr ausreichen, um die Schäden von Klima- und Armutskrisen zu beheben.

Die Verlustängste beim Abschied von der alten, Sicherheit stiftenden Ordnung hätten ein Ausmaß angenommen, dass man von einer traumatischen Gesellschaft sprechen müsse. In den Frustrationen des Alltags und den regressiven Reaktionen gegenüber Migration, Seuche und Globalisierung ergreife eine Kultur des Res-

## An dieser Ausgabe haben mitgearbeitet:

Dr. Reiner Anselm  
Professor für Systematische Theologie und Ethik an der Universität München

Dr. Jochen Arnold  
Professor für Evangelische Theologie an der FH Hannover

Brinja Bauer  
Vikarin, Quickborn

Beate Besser  
Landeskirchenmusikdirektorin, Oldenburg

Jörg Böhling  
Fotograf, Hamburg

Andreas Boueke  
Autor, Bielefeld

Dr. Peter Dabrock  
Professor für Systematische Theologie an der Universität Erlangen-Nürnberg

Udo Feist  
Autor, Dortmund

Dr. Johannes Fischer  
Professor em. für Theologie, Zwingenberg

Tilman Asmus Fischer  
Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Praktische Theologie an der Humboldt-Universität zu Berlin

Dr. Marcel Freitag  
Vikar, Recke

Dr. Horst Gorski  
Theologe und Publizist, Hamburg

Annemarie Heibroek  
Journalistin, Bielefeld

Daniel Hörsch  
Sozialwissenschaftlicher Referent bei midi, Berlin

Hans Norbert Janowski  
Pfarrer i. R., Esslingen

Dr. Jacob Jousen  
Professor für Bürgerliches Recht, Deutsches und Europäisches Arbeitsrecht und Sozialrecht an der Universität Bochum

Dr. Konrad Klek  
Universitätsmusikdirektor und Professor für Kirchenmusik an der Universität Erlangen-Nürnberg

Corinna Anne Klodt  
Pfarrerin, Heusenstamm

Dr. Helmut Kremers  
Chefredakteur i. R. Düsseldorf

Maria Loheide  
Sozialpolitischer Vorstand der Diakonie Deutschland, Berlin

Ralf Meister  
Landesbischof der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers

Kerstin Neuhaus  
Sozialarbeiterin, Augsburg

Angelika Obert  
Pfarrerin i. R., Berlin

Dr. Traugott Schächtele  
Prälat i. R., Freiburg

Klaus Sieg  
Journalist, Hamburg

Dirk Thesenvitz  
Referent für deutsch-französische, internationale und ökumenische Jugendarbeit bei Arbeitsgemeinschaft der Evangelischen Jugend in Deutschland, Hannover

Henning Theißen  
Theologieprofessor DFG-Heisenbergstelle, Greifswald

## zeitzeichen-Service

Lesertelefon 0711/72 52-230  
zeitzeichen@zenit-presse.de

zeitzeichen ist die Nachfolgepublikation von: „Evangelische Kommentare“, „Die Zeichen der Zeit/Lutherische Monatshefte“ und „Reformierte Kirchenzeitung“. ISSN 1616-4164

Herausgegeben von  
Heinrich Bedford-Strohm, München  
Rita Famos, Bern  
Isolde Karle, Bochum  
Friederike Krippner, Berlin  
Annette Kurschus, Bielefeld  
Bettina Limperg, Karlsruhe  
Ralf Meister, Hannover  
Friederike Nüssel, Heidelberg  
Rüdiger Schuch, Berlin  
Christiane Tietz, Zürich  
Friedhelm Wachs, Berlin  
Olaf Zimmermann, Berlin

Redaktion  
Reinhard Mawick (Chefredakteur)  
Philipp Gessler  
Kathrin Jütte  
Stephan Kosch  
Ständiger Mitarbeiter: Jürgen Wandel  
Sekretariat: Claudia Hollwedel  
Abo-Marketing: Bernd Hummel

Jebensstraße 3, 10623 Berlin  
Tel. 030/310 01 13 00, Fax 030/310 01 18 00  
E-Mail: redaktion@zeitzeichen.net  
Internet: www.zeitzeichen.net

Beratende Mitarbeiter  
Johann Hinrich Claussen (Berlin),  
Johanna Haberer (Erlangen), Klaas Huizing  
(Würzburg), Jürgen Israel (Berlin),  
Reinhard Lassek (Celle)

Träger  
zeitzeichen gGmbH  
Geschäftsführer: Reinhard Mawick  
Jebensstraße 3, 10623 Berlin  
Vorsitzender des Verwaltungsrates:  
Christian Frehrking

Verlag und Anzeigen  
Gemeinschaftswerk der  
Evangelischen Publizistik gGmbH,  
Emil-von-Behring-Straße 3,  
60439 Frankfurt am Main  
Anzeigen: m-public (www.m-public.de)  
Anzeigenleitung: Yvonne Christoph  
Tel. 030/325 32 14 32, E-Mail: christoph@m-public.de  
Mediaberatung: Karin Dommermuth-Hoffmann  
Tel. 0261/39 49 53 36  
E-Mail: dommermuth-hoffmann@m-public.de

Abonnement-Verwaltung  
ZENIT Pressevertrieb GmbH  
Julius-Hölder-Str. 47, 70597 Stuttgart  
Tel. 0711/72 52-230, Fax 0711/72 52-333  
E-Mail: zeitzeichen@zenit-presse.de

Zeitzeichen erscheint monatlich und kann über  
jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag  
bezogen werden. Das Jahresabonnement kostet  
EUR 102,- (inkl. Versandkosten). Ruheständler,  
Studierende, Vikare und Auszubildende erhalten  
bei Direktbezug Nachlässe. Einzelheft EUR 9,00.  
Preisänderungen vorbehalten.

Zeitzeichen im Daisy-Format für blinde und  
sehbehinderte Menschen. Tel. 0561/72 98 71 61  
oder per E-Mail: buero@debess.de

Satz  
Anika Müller-Näthe, verbum-berlin.de

Druck  
Strube Druck & Medien oHG  
Stimmerswiesen 3  
34587 Felsberg



sentiments die Herrschaft. Die politische Drift nach rechts, die rückwärtsgewandte Sehnsucht nach Normalität, der Ruf nach einer Politik der Eindämmung setzen deutliche Signale. Dagegen kommen die beachtlichen Reformschritte in Energie- oder Asylpolitik Lessenich zufolge bei weitem nicht an; das Problem liege tiefer:

„Die große Herausforderung der gegenwärtigen Konstellation“ bestehe „in nicht weniger als der gemeinschaftlichen Anerkennung der zutiefst irrationalen Rationalität, der die Gesellschaft ... bis auf den heutigen Tag folgt ... Wir sind aufgefordert, die Macht der Illusion zu brechen – der Illusion, dass wir mit den alten Rezepten ... auch nur ansatzweise durchkommen könnten“.

So weit, so gut. Aber welche Wege könnten nach den begangenen Holzwegen eingeschlagen werden? Hier bleibt Lessenich vage. Der ausdrucksvollen Analyse der verzweifelnden industriellen Gesellschaft folgen dürftige Hinweise auf mögliche Auswege aus der Sackgasse. Man solle nach den Potenzialen einer Ökonomie Ausschau halten, welche „die stofflichen Ressourcen als endlich anerkennt und die Bestimmung gesellschaftlicher Bedarfe nicht Märkten überlässt, sondern zum Gegenstand demokratischer Entscheidungen macht.“ Nach einer Politik auch, „die sich der Organisation gesellschaftlicher Mitsprache verschreibt“, nach einer Solidarität schließlich, „die in ihrer Praxis bestehende Grenzen zu überschreiten sucht“. Die Konkretion bleibt offen.

Fatal, dass eine derart stammelnde Alternative dem „alternativen politischen Ressentiment“ nur wenig in den Weg stellen kann. Das ist schade, zumal die Bio- und Geozoologie Räume öffnet, in denen das Verhältnis von Gesellschaft und natürlicher Lebenswelt als Feld für

eine ökosoziale Solidarität neu bestimmt werden kann. Dennoch lohnt sich die Lektüre dieses Buchs: Die zusammenfassende Diagnose des Krisenkonglomerats macht die Radikalität von Lessenichs Schlussfolgerung plausibel: „Es gilt, gemeinsam einen praktischen Sinn zu entwickeln für den Irrsinn der herrschenden Verhältnisse.“ Diesen Aufschrei sollte man hören, bevor er verhallt.

HANS NORBERT JANOWSKI

## Bitter aktuell

Cohen im Sinai



Matti Friedman:  
**Wer durch Feuer.**  
Verlag Hentrich & Hentrich,  
Berlin/Leipzig  
2023, 198 Seiten,  
Euro 22,-.

Da „war dieser Jude, der über eine Gitarre gebeugt saß und leise für uns spielte“, erzählt der greise Patzi. „Ich fragte, wer er sei, und jemand sagte, er käme aus Kanada oder Gott weiß woher, ein Jude, der gekommen sei, um die Stimmung der Kämpfer zu heben. Es war Leonard Cohen. Seitdem hat er einen Platz in meinem Herzen.“ Patzi war 1973 Feldkommandeur, seine Einheit berüchtigt – ein Haudegen, einer von „denen,

## Bestellservice für Bücher

Sie haben die Möglichkeit, alle Bücher zu bestellen, die in unserem Heft vorgestellt werden (in Rezensionen, Buchtipps und Anzeigen).

Montag bis Donnerstag  
8–16.30 Uhr

Freitag  
8–14.30 Uhr

Servicetelefon  
0521/9440-145

zeitzeichen

Evangelische Kommentare zu Religion und Gesellschaft

die Kriege für dich gewinnen. Und die dich davor bewahren, zu wissen, was das bedeutet“, erinnert sich ein Soldat. Cohen spielte nach einem Gefecht am Suez-Kanal: „Ein Stahlhelm auf dem Sand. Auf dem Helm sitzt eine Gestalt mit Gitarre und singt Lover Lover Lover.“ Im Text heißt es weiter: „come back to me“.

Es ist der einzige Song, den der damals 39-jährige Cohen im Jom-Kippur-Krieg schrieb. Am Schabbat der Schabbate, dem Versöhnungstag, hatten Ägypten und Syrien Israel überfallen. Der Dichter und Sänger flog spontan hin und beendete dann alle Konzerte der seltsamsten Tour seiner Karriere mit „Lover Lover Lover“. Mit vielen der damals jungen Frauen und Männer, die eines der improvisierten Frontkonzerte erlebten, hat der kanadisch-israelische Autor und Journalist Matti Friedman gesprochen. Teils bedrückende Erinnerungen montiert er zu einem stimmungsdichten Bild jener Wochen. Sand und Waffenfett schmeckt man ebenso wie Angst und Tod: die seelisch zerzauste Bühne für Cohens ruhige melancholische Songs wie „So Long Marianne“, „Bird on the Wire“ oder „Suzanne“. Er sagte später darüber: „Ich bin gekommen, um sie aufzumuntern, und sie haben mich aufgemuntert.“

Dass er überhaupt kam, wird ihm in Israel bis heute hoch angerechnet. Es war allerdings auch eine Flucht: vor einer Schaffenskrisis und nicht zuletzt vor der Familienenge mit Suzanne und Baby Adam auf der griechischen Insel Hydra. Nicht mal eine Gitarre hatte er dabei, als er in Tel Aviv landete und mit anderen Musikern an die Front zog. Friedman verbindet beide Aspekte und zitiert bisher unveröffentlichtes Material, das er in Ar-

chiven fand – Cohens Tagebuch der Zeit und einen Text zum Krieg. Bereits dies wäre eine Story. Weil er kaum darüber sprach, bleibt Cohens Tripp in relevanten Biografien wie „Various Positions“ von Ira B. Nadel oder Silvie Simmons’ „I’m Your Man“ bloße Randnotiz – Simmons unterstellt dem Spross einer jüdischen Familie aus Montreal unerfindlicher Weise gar, er habe kämpfen wollen.

Inspiziert, gründlich und werkvertraut gräbt Friedman indes noch tiefer, indem er markante Cohen-Songs hinzunimmt. Eingebettet in Szenen aus diesem Überlebenskrieg zeichnet er so ein spirituelles Portrait, das zwischen dem Mann und dem Künstler zwar sorgsam unterscheidet, aber den Kern seiner Jüdischkeit dennoch nachvollziehbar einkreisen kann. Neben „Story of Isaac“ ist es vor allem das unmittelbar nach dem Krieg begonnene „Who by Fire“. Der Song nimmt ein mittelalterliches Gedicht auf, das mit seiner Liste absehbarer Todesarten für die aschkenasische Jom-Kippur-Liturgie so zentral ist wie das Buch Jona mit dessen verweigertem Hinenei („hier bin ich“) und der aaronitische Segen. Ihn hat Cohen bei seinem letzten Israel-Auftritt 2009 dem Publikum selbst gespendet. *You want it darker*, kurz vor seinem Tod 2016 eingespielt, macht den Deutungsbogen rund – eine Annäherung, die weit über den „verschmutzten Kavalier mit Filzhut“ seiner späten Jahre hinausgeht, den viele in Erinnerung behalten haben.

Dass er gegen Kriege war, Pazifismus aber ablehnte, passt ebenso ins Bild wie das Detail, dass Cohen sich im Krieg durchweg mit seinem hebräischen Namen Eliezer (Gott ist Hilfe) anreden ließ.

Für Cohen-Fans ist das gut geschriebene Buch ein Muss, für andere mindes-

tens anregender Genuss. Dass es zum 50. Jahrestag jenes Krieges erschien, den die Hamas gezielt als Datum für ihr abscheuliches Pogrom wählte, macht diese intensive Studie über Identität und Loyalität zudem bitter aktuell.

UDO FEIST

## Fesselnd

Ein Kriminalfall



Vera Bleibtreu:  
**Das Erbe der Toten.**  
TZ-Verlag,  
Roßdorf 2023,  
186 Seiten,  
Euro 14,99.

Hier stimmt so ziemlich alles: das Milieu, die Handlung, der Spannungsbogen, die Charaktere. Und wenn man Mainz-Kennerinnen und -Kennern Glauben schenken darf, ist auch der Ort des Geschehens authentisch. Was allerdings nicht heißt, dass man den neuen Krimi von Vera Bleibtreu nur lesen könnte, wenn man eine Beziehung zu der Stadt am Rhein hätte ...

Vera Bleibtreu heißt im wahren Leben Angela Rinn. Sie ist Professorin für Seelsorge am Theologischen Seminar in

**Jeder Moment ist kostbar – bis zuletzt.**

Bethel hilft unheilbar kranken Menschen und ihren Angehörigen.

Online spenden unter:  
[www.bethel.de/hospizarbeit](http://www.bethel.de/hospizarbeit)



6136 © Photographie.eu - AdobeStock.com

Herborn, Privatdozentin für Praktische Theologie an der Universität Heidelberg, Mitglied der EKD-Synode und *zeitzeichen*-Online-Kolumnistin. Sie hat schon eine Reihe von Krimis um Pfarrerin Susanne Hertz geschrieben. Zuletzt erschienen sind *Schöner sterben* und *Logbuch des Todes*. Nun also *Das Erbe der Toten*.

Es geht um ein „Erbe“ – damit ist bereits angedeutet, dass es sich hier um einen Kriminalfall handelt, der mehr als eine Generation umspannt. Was mit einem Mord an einer ehrenamtlichen Küsterin beginnt, entspinnt sich auf gut lesbaren 180 Seiten zu der komplexen und spannenden Geschichte einer Familie. Einer Geschichte verschwiegener und verdrängter Untaten, die zurückreicht bis nach Hadamar – jenem Ort, der traurige Berühmtheit erlangt hat, weil hier zwischen 1941 und 1945 fast 15 000 Menschen im Rahmen des nationalsozialistischen „Euthanasieprogramms“ ermordet wurden.

„Könnte eine alte Geschichte aus der Nazizeit heute noch jemanden motivieren, einen Menschen umzubringen?“, lautet die zentrale Frage des Buches. Die Antwort ist klar: Ja, sie kann. Denn heute weiß man, dass in der eigenen Familie erlebte Traumata in nachfolgenden Generationen Wirkung entfalten können – und zwar nicht nur seelisches Leid wie Depressionen und Angststörungen, sondern tatsächlich auch zerstörerische Kräfte.

Aus diesem Wissen und sicher auch aus ihrer praktischen und theoretischen Beschäftigung im Bereich der Seelsorge dürfte die Autorin ihre Inspirationen für die Gestaltung der handelnden Figuren ihres neuen Krimis geschöpft haben. Glaubhaft und überzeugend gezeichnet, machen sie deutlich, wie erschütternde Erlebnisse noch Jahrzehnte später wirken können. Und nebenbei erfahren die Leserinnen und Leser noch, dass Traumata als Spätfolgen von Gewalttaten, die Menschen verursacht haben, signifikant häufiger vorkommen als nach Naturkatastrophen. Ein Faktum, über das sich nachzudenken lohnt.

*Das Erbe der Toten* – ist ein Buch, das auf kluge Weise fesselnd unterhält. Und anders als in manch anderen „Kirchenkrimis“ kommt das kirchliche Milieu, in dem Teile der Handlung angesiedelt sind, wohlthuend unaufdringlich und zeitgemäß daher.

ANNEMARIE HEIBROCK

### Green Border

In diesem Monat kommen zwei der wichtigsten Filme des Jahres in die Kinos. Der eine ist „Green Border“ von der Altmeisterin Agnieszka Holland. Er erzählt von Menschen, die in den Grenzkonflikt zwischen Polen und Belarus verwickelt sind, als Flüchtlinge, als Helfer\*innen, als Grenzsoldat\*innen. Der Film macht die Situation direkt, unmittelbar und emotional nachvollziehbar. Holland macht deutlich, dass alle Menschen an dieser Grenze leiden. Sie macht die Politik auf beiden Seiten verantwortlich. Aber der Film trifft uns alle, weil die Wachen hier nicht nur an der polnischen Grenze stehen, sondern an der der EU, an unserer.



147 Minuten, ab dem 1. Februar  
Regie: Agnieszka Holland

### All of us strangers

Es ist eine Art Geistergeschichte. Ein Londoner Drehbuchautor begegnet seinen Eltern. Aber hier sind sie plötzlich viel jünger. Und eigentlich sind sie schon tot. In dieser Begegnung mit den Gespenstern seiner Vergangenheit hat der Mann die Gelegenheit, seine Homosexualität mit den Eltern zu besprechen und die Vergangenheit aufzuarbeiten. Andererseits steht ihm bevor, seine Eltern ein zweites Mal zu verlieren. Und gleichzeitig ist ein verwirrender neuer Mann in sein Leben getreten. Andrew Scott („Sherlock“) und Paul Mescal („Aftersun“) brillieren in einem Film über Liebe und Trauer, Versöhnung und die eigene Identität.



105 Minuten, ab dem 8. Februar  
Regie: Andrew Haigh

### The Zone of Interest

Der andere wichtige Film ist der englische, aber deutschsprachige „The Zone of Interest“ mit Christian Friedel und Sandra Hüller. Er handelt vom alltäglichen Leben von Rudolf Höß und seiner Familie in einer kleinbürgerlichen Idylle direkt neben dem Konzentrationslager Auschwitz, das Höß leitet. Der Film ist streng, kühl, distanziert – und deshalb umso erschreckender. Der Film zeigt, ohne es zu zeigen, das Ergebnis von Antisemitismus. Und darüber hinaus zeigt „The Zone of Interest“, wie Menschen ihr Glück aufbauen. Sie müssen nur ignorieren, wie direkt neben ihnen Menschen gequält und getötet werden. Sie müssen nur wegschauen.



106 Minuten, ab dem 29. Februar  
Regie: Jonathan Glazer

## Neue Predigerin am Hauptstadt-Dom



Foto: EKfR/Hans-Jürgen Vollrath

Christiane Munker-Lütkehans, Pfarrerin im rheinischen Moers, wird am 1. März Predigerin am Berliner Dom. Die 58-Jährige folgt Petra Zimmermann (66) nach, die in den Ruhestand trat. Munker-Lütkehans gehört der fünfzehnköpfigen Leitung der Evangelischen Kirche im Rheinland an. Der Berliner Dom ist (auch wenn er auf Englisch oft als *Cathedral* bezeichnet wird) keine Bischofskirche. Der Bischof der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz (EKBO) hat seine Predigtstätte vielmehr in der in der Nähe des Domes gelegenen Marienkirche. In der EKBO nimmt die Domgemeinde eine besondere Stellung ein. Zu ihr gehören nicht die Mitglieder der EKBO, die im Umfeld des Domes wohnen. Vielmehr ist die Domgemeinde eine „Personalgemeinde“. Die Mitgliedschaft kann von den „Vorfahren übernommen“ oder auf Antrag durch einen Beschluss des Domkirchenkollegiums (DKK) gewährt werden. Acht Mitglieder des Gremiums, das einem Kirchengemeinderat entspricht, werden von der Gemeinde gewählt.

Jeweils ein Mitglied vertritt die Union Evangelischer Kirchen (UEK) in der EKD, den Berliner Senat, die Bundesregierung und die EKBO. Domprediger und Dompredigerinnen gehören dem DKK von Amts wegen an.

## CVJM: Neuer Leiter der Hochschule

Tobias Faix, der seit 2015 an der Hochschule des Christlichen Vereins Junger Menschen (CVJM) in Kassel Praktische Theologie lehrt, ist neuer Rektor der Einrichtung. Der 54-Jährige ist Professor Rüdiger Gebhardt (55) nachgefolgt, der das Amt „aus persönlichen Gründen“ niedergelegt hatte.

## Vom Kirchenamt zur Akademie



Foto: Janine Oswald

Oberkirchenrätin Julia Koll, die seit zwei Jahren im Projektbüro des EKD-Kirchenamtes „Neues evangelisches Gesangbuch“ tätig ist, wird im April Direktorin der Evangelischen Akademie Loccum. Die 48-Jährige folgt Pfarrerin Verena Grüter nach, die im vergangenen Jahr in die bayerische Landeskirche

zurückkehrte. Koll war von 2014 bis 2019 Studienleiterin an der Loccumer Akademie, die von der hannoverschen Landeskirche getragen wird. 2023 wurde die habilitierte Theologin von der Universität Göttingen zur außerplanmäßigen Professorin für Praktische Theologie ernannt.

## Wechsel bei Lutherstiftung

Der Vorstand der Internationalen Martin-Luther-Stiftung hat den früheren thüringischen Justizminister Ulrich Born (CDU) zum neuen Vorstandsvorsitzenden berufen. Der 73-Jährige ist Nachfolger von Thomas A. Seidel. Der 65-Jährige, der als Mitherausgeber des Sammelbandes *Angst, Politik, Zivilcourage. Rückschau auf die Corona-Krise* in die Kritik geriet, hatte laut Mitteilung der Stiftung seinen Rückzug aber „intern schon vor einiger Zeit annonciert“. Thüringens Altministerpräsidentin Christine Lieberknecht (CDU) übernimmt als stellvertretende Vorsitzende die Amtsgeschäfte der Luther-Stiftung. Diese wurde 2007 von dem Frankfurter Unternehmer Günter Weispenning (1941–2011) ins Leben gerufen.

## Erstmals Frau an der Spitze

An der Spitze des 187 Jahre alten Leipziger Missionswerks steht erstmals eine Frau: Die sächsische Pfarrerin Annette von Oltersdorff-Kaletka (52) ist Direktorin und für das Asien-Pazifik-Referat verantwortlich. Sie folgt Pfarrer Hans-Georg

## ANGEZEIGT

### Umstritten

*Menschenwürde – Neue Herausforderungen* lautet der Titel eines Essays des Jesuiten Klaus Mertes, den die Konrad-Adenauer-Stiftung (KAS) veröffentlicht hat. Der Pater buchstabiert das Thema durch anhand des Streits um den Paragraphen 218, die assistierte Selbsttötung und das Transsexuellengesetz. Zum Herunterladen: [www.kas.de/documents/d/guest/aa513\\_menschenwurde-neue-herausforderungen](http://www.kas.de/documents/d/guest/aa513_menschenwurde-neue-herausforderungen)

Tannhäuser nach, der in den Ruhestand trat. Das Leipziger Missionswerk, das von den Landeskirchen Sachsen und Mitteldeutschland getragen wird, hat Partnerkirchen in Indien, Papua-Neuguinea und Tansania.

## Wechsel beim Rundfunkreferat

Heiko von Kiedrowski, der Pastor an der Lübecker Sankt-Jürgen-Kirche war, hat die Leitung des Evangelischen Rundfunkreferats beim NDR in Hamburg übernommen. Der 53-Jährige ist Nachfolger von Pastor Jan Dieckmann, der in den Ruhestand trat. Das Rundfunkreferat produziert jährlich drei Fernseh-Gottesdienste, 25 Radio-Gottesdienste, mehr als 2 500 Radio-Andachten und journalistische Beiträge.

## Papst Franziskus empfing Linke

Papst Franziskus hat im Vatikan die 15 Mitglieder der marxistisch-christlichen Dialoggruppe „Dialop“ empfangen. Er forderte sie auf, nicht aufzuhören, „von einer besseren Welt zu träumen“. Prominentester Linkspolitiker war der österreichische Vorsitzende der Europäischen Linken Walter Baier (70). Franziskus' Vorgänger Benedikt XVI. hatte ihn 2011 als einen von vier nichtreligiösen Intellektuellen zur Friedenswallfahrt nach Assisi eingeladen.

Foto: picture alliance/ZB



Lutherstadt Wittenberg: Die Pastorin der Baptistengemeinde tauft eine Frau in der Elbe durch Untertauchen.

## Gebetstag mit neuer Liturgie

Für den am 1. März stattfindenden Weltgebetstag der Frauen (WGT) gibt es in Deutschland eine überarbeitete Gottesdienstordnung. Anlass für die Überarbeitung der Liturgie aus Palästina war der Terrorangriff der Hamas auf Israel am 7. Oktober. Es hatte Kritik an dem Material gegeben, das jüden- und israelfeindliche Darstellungen enthielt. Die neue Printfassung stünde als Kontextualisierung für die deutsche Situation im Einklang mit den internationalen Richtlinien, sagte die römisch-katholische Vorstandsvorsitzende des Deutschen WGT-Komitees, Ulrike Göken-Huisman. In der aktualisierten Version werden die Fürbitten durch eine Bitte für alle ergänzt, die seit dem Angriff auf Israel und die palästinensischen Gebiete „in unvorstellbarem Ausmaß unter Terror, Not und Krieg und sexualisierter Gewalt leiden“.

## Baptisten: Säuglingstaufe ungültig

Die Baptisten halten die in evangelisch-lutherischen Kirchen praktizierte Säuglingstaufe nach wie vor für ungültig. Das geht aus dem Dokument *Kirchengemeinschaft auf dem Weg* hervor, das die Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche Deutschlands (VELKD) und der baptistische Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden in Deutschland (BEFG) nach sechsjährigen Lehrgesprächen veröffentlicht haben. Baptisten taufen nur Menschen, die zuvor ein Glaubensbekenntnis abgelegt haben. Gemeinsamkeiten sehen beide evangelische Konfessionen beim Verständnis des Abendmahls und der kirchlichen Ämter. Die im BEFG zusammengeschlossenen Gemeinden haben rund 74 000 Mitglieder und bilden damit die größte Freikirche Deutschlands. Die in der VELKD zusammengeschlossenen sieben Mitgliedskirchen der EKD haben 7,8 Millionen Mitglieder. Die lutherischen Landeskirchen Oldenburg (390 000 Mitglieder) und Württemberg (2 Millionen Mitglieder) gehören ihr nicht an.

## Gemeinsame Erklärung zur Aufarbeitung sexueller Gewalt

Nach mehrjährigen Verhandlungen haben EKD und Diakonie Deutschland mit der unabhängigen Missbrauchsbeauftragten des Bundes eine Gemeinsame Erklärung zur Aufarbeitung sexualisierter Gewalt unterzeichnet. Mit ihr verpflichten sich die beiden evangelischen Institutionen zur Aufarbeitung zur Einhaltung von Professionalität, Transparenz und die Beteiligung Betroffener. Mit der römisch-katholischen Kirche gibt es eine solche Vereinbarung bereits seit vier Jahren. Die Verhandlungen mit der evangelischen Kirche zogen sich in die Länge, weil die EKD für die eigenständigen 20 Landeskirchen und die Diakonie Deutschland für die 17 Diakonie-Landesverbände keine verbindlichen Entscheidungen treffen können. Diese planen für die Aufarbeitung neun regionale Aufarbeitungskommissionen. Deren Zusammensetzung und Berichtspflicht regelt die von EKD und Diakonie Deutschland unterzeichnete Erklärung.

## Entdeckungen im Bücherschatz

Ein Besuch der ältesten evangelischen Kirchenbibliothek in Halle (Saale)

KATHRIN JÜTTE

Die Instruktion von 1717 organisierte den Dienst des Bibliothekars: „Hat derselbe gleichwie von seinem Antecessoribus (Vorgänger im Amt/d. Red.) geschehen, wöchentl. so wohl Winters-als Sommers-Zeit 2 Tage, nemlich Dienstags und Donnerstags von 2 bis 4 Uhr auf der Bibliothec sich einzufinden, solche offenzuhalten, und einen jeden den freyen zutritt daselbst zu verstaten. ... Da auch ietzuweilen geschieht, daß frembde anhero kommen, und die Bibliothec zusehen verlangen, muß derselbe sich willig finden lassen, solche Personen daselbst herum zu führen, und Ihnen, was Er am remarqualessen zu seyn vermeinet, zuzeigen.“

Was vor mehr als dreihundert Jahren für die Marienbibliothek in Halle (Saale) festgeschrieben wurde, gilt noch heute. Bibliothekarin Anke Fiebiger steht dafür mit der ältesten, seit ihrer Gründung im Jahr 1552 ununterbrochen öffentlichen, evangelischen Kirchenbibliothek in Deutschland. Mit Büchersammlungen von Gelehrten aus dem 17. und 18. Jahrhundert, mit Inkunabeln, Chroniken und Urkunden aus dem 13. bis 18. Jahrhundert, früher Reiseliteratur und Flugschriften aus der Zeit der Reformation. Mit 7 000 Gesangbüchern, Erst-

drucken bedeutender Komponisten des 17. Jahrhunderts, mit kiloschweren Bibeln im Rindsledereinband voller Metallbeschläge und Schließen.

### Mit Luthers Widmung

Der heutige Klinkerbau von 1888 mutet im Innern an wie ein Hochregallager. Die Böden aus Gitterrosten erklimmt man über eine verzierte Gusseisen-Treppe. Den sieben Meter hohen Magazinsaal mit seinen drei Etagen teilen Eisenroste und hölzerne Regalwangen. Durch breite Rundbogenfenster fällt Licht in schier endlose Flure von Folianten. Bibliothekarin Fiebiger weist auf die älteste Schenkung von Georg von Selmenitz (1509–1578), die die Bibliothek schon 1580 erreichte. Georgs Mutter Felicitas (1488–1558), eine frühe Anhängerin der protestantischen Lehre in Halle, hatte ihm die Familienbibliothek aus fast 150 Bänden vermacht. Enthalten sind Erstausgaben der vollständigen Bibelübersetzung Luthers aus den Jahren 1534 und 1541 mit handschriftlichen Schenkungseinträgen des Reformators auf den Titelblättern und einer Widmung an seine „Freundin im Geist“. Die Witwe, erzählt Fiebiger, hat schon zu Kardinal Al-

brechts Zeiten von Thomas Müntzer das Abendmahl in beiderlei Gestalt empfangen. Und die Bibliothekarin präsentiert das Septembertestament, in dem Felicitas ihre eigenen Anmerkungen an den Rand geschrieben oder unterstrichen hat, was ihr wichtig war. Und wenn es in der Apostelgeschichte heißt „Da tat der Herr das Herz auf“, malte Felicitas ein rotes Herz an den Rand.

Münzbücher, Folianten über die Jagd, eine handkolorierte Erstausgabe der Schedelschen Weltchronik in Latein – Fiebiger gerät über ihren Buchbestand ins Schwärmen. Der gründete sich von Anfang an auf Spenden und sehr wertvollen Schenkungen. Die Gelehrtenbibliotheken versetzen den Besucher in besonderes Erstaunen. Universitätsprofessoren, Juristen und Mediziner legten testamentarisch fest, dass ihre Bibliotheken an den hallischen Marktplatz kommen sollen. „Diese stehen bei uns noch so, wie sie einst dort zuhause standen“, erläutert Fiebiger.

In die Präsenzbibliothek kommen Forschende aus aller Welt, um zu erfahren, was die Gelehrten im Bücherschrank hatten. Gerade hat sich die Universität Princeton angemeldet. So stehen auch Ludwig Bechstein und Søren Kierkegaard im Nutzerbuch aus dem 19. Jahrhundert. Ob als Besucher oder Bibliotheksmitarbeiter, nur das weiß die Bibliothekarin nicht.

„Wir katalogisieren aktuell alles zwischen 1450 und 1700.“ Dafür nimmt sie einen halbmeterdicken Bücherlaib in den Arm, gespickt mit Zetteln. Das hat seinen Grund: Es sind eigentlich 44 einzelne Bücher. Denn kleinere Schriften wurden in Sammelbänden zusammengefasst, hier die Prognostica, alte Schreibkalender. Aus dem 17. Jahrhundert ist ein Sammelband mit 104 Einzeltiteln, aber nur einer Katalogkarte für das erste Stück. „Die anderen 103 sind die Überraschungseier“, schmunzelt die Bibliothekarin. Und sie findet immer wieder Unikate, die es im weltweiten Bibliotheksverbund nur hier gibt, in der von der Evangelischen Marktkirchengemeinde zu Halle (Saale) getragenen Marienbibliothek. ◀



Foto: Hans-Jürgen Krackher

Führungen nur nach Anmeldung: Anke Fiebiger.



• „Jederzeit dürfen Besucher Caspar David Friedrich in seinem Atelier in Dresden stören. Friedrich bietet ihnen stets seinen eigenen Stuhl an, einen zweiten hat er nicht im Raum, er zeigt ihnen das Bild auf der Staffelei, an dem er gerade malt, und holt ältere aus der kleinen Kammer daneben hervor. Er liebt es, über seine Kunst zu sprechen, und vor allem hofft er natürlich immer, ein Bild zu verkaufen. Es herrscht ein reges Kommen und Gehen in Friedrichs Atelier, einmal schreibt er in einem Brief, es werde dort gerade gleichzeitig Russisch, Französisch und Englisch geredet. Ein ewiger Tag der

offenen Tür im Haus An der Elbe 33. Es gibt nur eine Ausnahme: ‚Jetzt malt er gerade die Luft‘, so sagt seine Frau dann zu dem Gast, der gerade an der Tür geläutet hat, ‚jetzt darf man ihn nicht stören, denn wissen Sie, Himmelmalen ist für ihn wie Gottesdienst.‘ Ja, genau so hat sie es gesagt. ... Friedrich liebt die Sterne, die Planeten und den Mond. Ja, er verehrt diese himmlischen Regenten. Er glaubt jedoch nicht an deren Macht, sondern nur an die Gottes.“  
aus: *Florian Illies: Zauber der Stille. Caspar David Friedrichs Reise durch die Zeiten.* S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2023.

## AKTUELLE VERANSTALTUNGEN

### Eine Krise und eine Veränderung jagt die andere

Es sind ja nicht nur die vielen Krisen, die Bürgerinnen und Bürgern und denen, die sie in Parlamenten und Regierungen vertreten, das Leben schwermachen, sondern auch das Tempo der Veränderungen. Diese Tagung beschränkt sich nicht auf die Schilderung der notwendigen Transformationen, sondern stellt die Frage nach dem Verständnis von Zeit. Es sollen Anstöße gegeben werden, „die ökonomische Engführung“ des Verständnisses von Zeit zu „überwinden“. Angesprochen werden Ängste „vor zu schnellen“ und vor „zu langsamen und nicht genügend starken Änderungen“. Und in Arbeitsgruppen wird darüber nachgedacht, welche Zeit die Transformation der Städte, der Landwirtschaft und des Arbeitslebens benötigt. Die Zahl der Referierenden reicht von der Politikprofessorin über den Kabarettisten bis zu einer Vertreterin von „Fridays for Future“.  
Anmeldeschluss: 12. April.  
**Zeiten des Umbruchs. Perspektiven einer Ökologie der Zeit**  
26. bis 28. April, Evangelische Akademie Tutzing, Telefon: 08158/251125,  
E-Mail: [spehr@ev-akademie-tutzing.de](mailto:spehr@ev-akademie-tutzing.de),  
[www.ev-akademie-tutzing.de](http://www.ev-akademie-tutzing.de)

### Mit Chorälen und Glocken gegen die Nazis

Vom Kampf der Bekennenden Kirche (BK) gegen die Gleichschaltung der evangelischen Kirche durch Nazis und „Deutsche Christen“ (DC) ist oft nur die Gründung des Pfarrernotbundes 1933 und die Bekenntnissynode von Barmen 1934 bekannt. Diese Tagung, die in Neudietendorf stattfindet, das von der ICE-Station Erfurt gut mit dem RE erreicht werden kann, beleuchtet unterbelichtete Aspekte des „Kirchenkampfes“. Sie zeigt, welche Rolle dabei das Kirchenlied spielte, wie Kirchengebäude gebaut und im Inneren gestaltet und wie Glocken eingesetzt wurden. Dargestellt wird auch, wie sich die Auseinandersetzungen zwischen BK und DC in kirchlichen Zeitschriften und kleineren Druckschriften niederschlug. Anmeldeschluss: 30. Mai.  
**Medien des Kirchenkampfes. Neue Perspektiven auf die innerprotestantische Auseinandersetzung während der NS-Diktatur.**  
16. bis 18. Juni, Evangelische Akademie Thüringen, Telefon: 036202/98411,  
E-Mail: [luebbers@ev-akademie-thueringen.de](mailto:luebbers@ev-akademie-thueringen.de), [www.ev-akademie-thueringen.de](http://www.ev-akademie-thueringen.de)

## Höllengefeuer, bitte!

PHILIPP GESSLER

Es war zu befürchten, aber ich gebe es zu: Ich war's! Auf den Berliner Biomülldeponien dürfte etwa seit Anfang Dezember eine Meerschneckenplage ausgebrochen sein. Und schuld bin ich. Sorry! Und das kam so:  
Wie aufmerksame Leserinnen und Leser dieser Kolumne wissen, bin ich seit ein paar Jahren Besitzer eines Aquariums – und die gar nicht so rührende Geschichte um meinen Wels Zaid, der aller Wahrscheinlichkeit nach seinen Artgenossen Schlomo einfach aufgeessen hat, dürften einige noch in Erinnerung haben. Schlimme Geschichte! Aber Zaid bleibt irgendwie doch unser Liebling. Denn er nuckelt weiterhin so süß an den Scheiben und ist nicht nur richtig groß, sondern mit seinen beiden Flossen am Rücken und am Schwanz echt schön geworden. Und er frisst den Dreck weg. Nur einen Job hat der fleißige Kerl nicht übernommen: Schnecken zu essen. Die Folge: eine Schneckenplage im Aquarium! Ich fühlte mich an Corona-Zeiten erinnert, als wir alle lernen mussten, was ein exponentielles Wachstum ist. E-kehlhaft! Was hilft dagegen? Chemie? Ja, aber tötet auch alle Fische. Schneckenfallen? Ja, aber diese Schnecken sind zu klein. Fressfeinde? Ja, gibt es – und die habe ich, eine halbe Stunde per Rad durch die Stadt zum Fachgeschäft fahrend, gekauft.  
Es waren vier Killerschnecken, vulgo ausgedrückt. Auch sie waren ekelhaft, und ob sie ihren Job gemacht haben, weiß ich nicht, man kann ja nicht zuschauen. Entscheidender war wohl, dass ich eine lange, große Pinzette erwarb, auf den klugen Rat meiner Frau hin. Mit der habe ich wochenlang möglichst viele Schnecken einzeln aus dem Aquarium gepickt, Hunderte von ihnen. Gesammelt habe ich sie in einem Wassereimer, den ich dann ausgeschüttet habe. Wohin? In unseren Biomüll. Deshalb die Schneckenplage auf den Berliner Deponien, wie ich fürchten muss. Ich kann nur auf weitere Frosttage hoffen. Oder auf außeraquarielle Meerschneckenfressfeinde. Oder auf Höllengefeuer. In Biomüllverbrennungsanlagen. ◀

## In der nächsten Ausgabe



Foto: dpa

### Demut

Es fällt auf: Der Begriff der Demut taucht gegenwärtig in der Öffentlichkeit immer häufiger auf. Sei es bei Politikern, Sporttrainern oder auch bei Kirchenleuten. Grund genug, sich dem alten Wort in neuer Zeit zuzuwenden und in einem Schwerpunkt zu ergründen. Über die Wurzeln und Prägungen in der jüdisch-christlichen Tradition sowie den biblischen Befund gibt der promovierte Theologe Eckhard Zemmrich Auskunft, während Jonas Puchta, Philosoph an der Universität Rostock, die Demut philosophisch betrachtet. Ellen Ueberschär, Vorstand der Stephanus-Stiftung in Berlin, erläutert, warum sie von der evangelischen Kirche mehr Demut erwartet. Was Demut für sie bedeutet und was Demut sie gelehrt hat, das beschreiben Johann Hinrich Claussen, Kerstin Griese, Sibylle Knauss, Christian Lehnert und Fulbert Steffensky.

### Juden als Projektionsfläche

Im Holocaust ist das deutsche Judentum durch die Nazis fast komplett ausgelöscht worden. Doch vor allem durch den Zuzug von Familien aus der früheren Sowjetunion hat das jüdische Leben seit Anfang der 1990er-Jahre wieder eine erstaunliche Wiedergeburt in Deutschland erlebt. Gleichzeitig sind viele Menschen seitdem zum Judentum konvertiert. Die Chancen und Probleme dieses Phänomens erläutert Rabbiner Walter Rothschild aus Berlin.

### Niederländische Literatur im Fokus

Unter dem Motto „Alles außer flach“ steht die Leipziger Buchmesse im Frühjahr ganz im Zeichen der niederländischsprachigen Literatur. Christiana Bickel, Pfarrerin in Kaufungen, hat über den niederländischen Schriftsteller Maarten 't Hart und sein Verhältnis zur Religion promoviert. Sie gibt einen Überblick über die aktuelle Situation auf dem niederländischen Buchmarkt.

### Fosse und die Religion

Dem norwegischen Schriftsteller Jon Fosse wurde Ende des vergangenen Jahres in Stockholm der Literaturnobelpreis überreicht. Fosse habe mit seiner Literatur die Grenzen der menschlichen Existenz erkundet, lobte die Vorsitzende der Nobelstiftung, Astrid Söderbergh. In der Märzausgabe der *zeitzeichen* stellt Karl Tetzlaff, Geschäftsführer der Stiftung Leucorea in Wittenberg, den Preisträger vor, der nach seinem Austritt aus der lutherischen Staatskirche zuerst Quäker wurde und 2013 zum Katholizismus konvertierte.



LUTHERISCHER  
WELTBUND  
DEUTSCHES  
NATIONALKOMITEE

Das Deutsche Nationalkomitee des Lutherischen Weltbundes (DNK/LWB) koordiniert für seine elf Mitgliedskirchen die Beziehungen zum Lutherischen Weltbund (LWB) und kooperiert dabei mit den kirchlichen und diakonischen Einrichtungen in Deutschland. Die Geschäftsstelle befindet sich in Hannover.

Wir suchen zum 1. August 2024 einen

## REFERENTEN (M/W/D) FÜR ÖKUMENISCH- THEOLOGISCHE GRUNDSATZFRAGEN

### Das sind die Tätigkeitsschwerpunkte:

- Bearbeitung ökumenisch-theologischer Grundsatzfragen im Kontext des LWB
- Geschäftsführung des Ökumenischen Studienausschusses des DNK/LWB
- Zusammenarbeit mit dem Büro der Kirchengemeinschaft des LWB, mit dem Catholica-Beauftragten der VELKD sowie mit dem Institut für Ökumenische Forschung in Straßburg
- Kontaktpflege zu Mitgliedskirchen des LWB
- Begleitung der leitenden Gremien des DNK/LWB sowie Mitarbeit im Kollegium der Geschäftsstelle

### Das bringen Sie mit:

- Ordination in einer Mitgliedskirche des DNK/LWB
- eine klare lutherische Identität und ausgewiesene Kompetenz in ökumenisch-theologischen Grundsatzfragen
- Kenntnisse kirchlicher und ökumenischer Strukturen
- Freude an der Arbeit im Team der Geschäftsstelle sowie mit Menschen anderer Kulturen
- Verhandlungssichere Englischkenntnisse sowie Kenntnisse einer weiteren Fremdsprache
- Erfahrungen in der Partnerschaftsarbeit
- Sicherer Umgang mit gängiger Software, Offenheit für neue Arbeitsformen und digitale Medien
- Bereitschaft zu umfangreicher Reisetätigkeit im In- und Ausland sowie Arbeit an Wochenenden

Im engagierten und kollegial ausgerichteten Team der Geschäftsstelle wird eine anspruchsvolle Tätigkeit geboten, die große Freiräume für eigenverantwortliches Handeln und vielfältige Gestaltungsmöglichkeiten bietet. Die Stelleninhaberin bzw. der Stelleninhaber trägt die Amtsbezeichnung Oberkirchenrätin bzw. Oberkirchenrat. Die Anstellung erfolgt im Rahmen eines Kirchenbeamtenverhältnisses auf Zeit. Das Dienstverhältnis ist zunächst auf fünf Jahre befristet, eine Verlängerung um weitere fünf Jahre ist möglich. Voraussetzung für eine Anstellung ist die Beurlaubung durch den bisherigen Dienstherrn.

Es steht eine Stelle nach Besoldungsgruppe A 15 BVG-EKD zur Verfügung (entspricht BBesG). Je nach Erfüllung der laufbahnrrechtlichen Voraussetzungen wird zur bisherigen Besoldungsgruppe eine widerrufliche nichtruhegehaltfähige Zulage bis zu Besoldungsgruppe A 15 BVG-EKD gezahlt.

Interessierte werden gebeten, ihre aussagekräftigen Bewerbungen elektronisch bis zum 19.02.2024 an **personal@dnk-lwb.de** zu senden.

Für weitere Informationen und Auskünfte steht der Geschäftsführer des DNK/LWB, OKR Norbert Denecke, unter der Telefon-Nr. 0511 696872-16 oder per E-Mail ([denecke@dnk-lwb.de](mailto:denecke@dnk-lwb.de)) zur Verfügung.

**zeitzeichen-Service**

Lesertelefon 0 711/72 52-230

[zeitzeichen@zenit-presse.de](mailto:zeitzeichen@zenit-presse.de)



**Mit unserer neuen Web-App  
und Ihrem Abonnement haben  
Sie den schnellsten Zugang:**

- \_ zur aktuellen Ausgabe im Netz,
- \_ zum PDF der Print-Ausgabe,
- \_ zum „z(w)eitzeichen“ mit zusätzlichen aktuellen Kolumnen,  
Kommentaren und anderen Texten
- \_ und dem kompletten Online-Archiv.

